

Friedrich Kümmel

Warum es sich lohnt,  
vom Denken in Gegensatzstrukturen überzugehen  
zu einem Denken der Disjunktion

Inhalt

1. Die Falle vermeintlicher Alternativen 2
2. Dafür ein Beispiel: die Opferfalle 3
3. Die Frage nach der Art und Weise der Verbundenheit eines gegensätzlich Geprägten 4
4. Der Tatbestand der Mehrseitigkeit und das Bild der in sich gegenläufigen Spirale 6
5. Hinreichende Verhältnisbestimmungen lassen sich auf einer Ebene gar nicht durchführen 7
6. Das Erfordernis einer *metabasis eis allo genos* 9
7. Die Frage nach dem Verhältnis von Symmetrie und Asymmetrie in Beziehungslagen 11
8. Zum volleren Begriff der Repräsentation 12
9. Die Frage nach dem Absoluten und seinem Verhältnis zum Relativen 14
10. Das Erfordernis eines Denkens in Prozeßkategorien 15
11. Zur logischen Behandlung der Kategorie der „Differenz“ 18
12. Zum Verhältnis von Disjunktion und Freiheit 19
13. Zum Verhältnis von (fraktionierter) Zeit und (integraler) Überzeit 20
14. Das Integral der Zeiten und des Absoluten im eigenen „Ort“ 23
15. Abschluß 25

Abgesehen von Klarsicht und einem guten Gespür für logisch-strukturelle Sachlagen muß immer mitbedacht werden, daß das Logische selbst, wenn es auf die Wirklichkeit anwendbar ein gar nicht eindeutig sein kann und auch die logischen Funktionen, Figuren und Termini mehrsinnig verwendet werden müssen. Hinzu kommt, daß bestimmte logische Strukturen – keineswegs alle – und die mit ihnen verbundenen Verarbeitungstendenzen dessen, was ist und geschieht, schon lange ins Unbewußte, ja in die materiell sedimentierte Körperlichkeit abgesunken sind und von hier aus das Denken auch dann noch vorgängig leiten, wenn der Denker ihre einschränkenden Bedingungen sieht und sich von ihnen frei machen will. Der selbstbestimmte, so oder anders belegte gewordene Körper umschreibt die Grenzen des Bewußtseinsfeldes, innerhalb dessen sich einer bewegen kann. Er begrenzt aber auch die Wirksamkeit der Faktoren, durch die einer bewegt wird, insbesondere das aktive Feld seines Unbewußten.

Diese Einschränkung der Denk- und Handlungsmöglichkeit gilt insbesondere für den logischen Prototyp eines Denkens in Alternativen, der das bisherige menschliche Denken und Handeln beherrscht und für die Mißstände verantwortlich ist, unter denen wir heute leiden. Diese Logik im Sinne einer Beweistheorie ausgebildet zu haben ist das Verdienst von Aristoteles. Die hier zur Anwendung gebrachte Logik ist von Aristoteles aber nicht erfunden worden, und auch ihr zähes Überleben verdankt sich keineswegs dessen Werk. Sie ist bereits in die biologische Matrix der Lebenswelt einprogrammiert und leitet den Menschen von daher unterschwellig. Nur in einer Raum-Zeit-Körper-Welt mit trennbaren Rahmenbedingungen konnte sie sich entwickeln und so lange halten. Sich von ihren einschränkenden Bedingungen frei zu machen verlangt deshalb eine Revision der Archäologie des menschlichen Bewußt-

seins, das, soll es Zukunft haben, insgesamt auf eine logisch andere Grundlage gestellt werden muß.

## 1. Die Falle vermeintlicher Alternativen

Die mit der Bildung von Alternativen verbundene „Falle“ betrifft insbesondere den Umgang mit den in Zeit und Raum gegebenen, einschränkenden Strukturbedingungen, und sie betrifft auch die Art und Weise des Umgangs mit vergegenständlichten Sachverhalten (zu denen auch vieles im sozialen Umgang gehört). Was in Zeit und Raum der Fall ist und in der Welt geschieht, paßt aber gar nicht ohne weiteres in diese Rahmenbedingungen und muß erst für sie zurechtgemacht werden. Wenn unstrittig ist, daß Beziehungsmodalitäten mehrdimensional sind, also auch mehrseitig und mehrsinnig verstanden werden wollen („Ambivalenz als Schlüsselprinzip“), und wenn die Bewegungsfiguren der Körper, der Mitteilungssinn im Sprachgebrauch und die mit beidem verbundenen Denktendenzen in allen ihren Implikationen meist gar nicht bewußt sind, tut man so, als ob man das alles überschauen könnte, und vor allem blendet man die Folgen bzw. Auswirkungen ab. Verbunden mit diesem Unbewußthalten ist, daß auch das ausdrückliche Anders-denken-wollen sich oft genug noch in den Fallstricken dessen verfängt, was es überwinden bzw. hinter sich bringen will.

Auch noch im Aufklärungsdenken haben sich Alternativen herausgebildet (z. B. Rationalismus/Empirismus, Prinzipienethik/moral sense etc.), die bezüglich der Ausgangspunkte und Rahmenbedingungen als gegensätzlich empfunden wurden und nach einer Synthese verlangten. Gleichzeitig legte sich die Einsicht nahe, daß Alternativenbildungen dieser Art gar nicht mehr entscheidbar sind und nebeneinander belassen werden müssen, ja aufeinander angewiesen sind. Auch für ein so oder anders orientiertes Denken gibt es keine getrennten Felder bzw. Anwendungsbereiche mehr. Solange man in dieser de facto nicht-alternativen Situation immer noch am Gedanken möglicher Alternativen festhält, mündet das (z. B. bei Kant) aus in ein ‘gebrochenes’ Systemdenken und verlangt eine Bescheidung bezüglich der nun nicht mehr zu beseitigenden Paradoxien bzw. Antinomien. Unerachtet der gesuchten und vermeintlich immer noch herstellbaren Alternativität von Sachlagen nötigt dies zur Annahme des Prinzips der Nicht-Entscheidbarkeit und zu einem Denken in unaufhebbarer Mehrseitigkeit. Dem muß auch die Logik Rechnung tragen.

An erster Stelle meldete sich hier immer schon irgendeine Form von Dialektik zu Wort und versprach, die aufgebrochenen Gegensätze wieder zu versöhnen und eine gemeinsame Mitte zu bewahren. Und was so vorgetragen wird, klingt ja auch überzeugend und scheint ein gangbarer Weg zu sein, aus dem Dilemma der Alternativenbildung herauszukommen. Was nicht mehr ‘logisch’ im engeren Sinne einer „Logik der Alternativen“ ist, ist ‘dialektisch’, und je gedankenloser man von ‘dialektisch’ reden kann, umso besser; das Wort selbst verspricht alles oder nichts. Ganz beseitigen läßt sich ein solcher Mißstand nicht. Will man das Gegensätzliche und Widersprüchliche nicht einfach nebeneinander stehen und gelten lassen, kommt man um Redeweisen wie „vermitteln“, „versöhnen“ oder „aufheben“ zunächst auch gar nicht herum. Gegen einen metaphorischen Gebrauch dieser Redeweisen ist auch nichts einzuwenden. Aber logisch und d. h. für ein klares Denken und wirklichkeitsgerechtes Umgehenkönnen mit den Dingen reicht das nicht aus, weil man damit die wesentlichen Aspekte einer Sache im Ungefähren beläßt und sich, näher betrachtet, nur etwas in die Tasche lügt. Weil die Rede von einer „Vermittlung“ bzw. „Aufhebung“ so einleuchtend ist, ist man geneigt sich mit ihr zu begnügen. Solange jedoch der logische Impakt derartiger Kategorien ungeklärt bleibt, kann auch nicht abgesehen werden, was man mit ihnen tut – oder besser gesagt zu tun unterläßt. Die Frage ist, ob und unter welchen Bedingungen die Redn von einer „Vermittlung“ und „Aufhebung der Gegensätze“ überhaupt Sinn macht.

Nicht nur das Denken in Alternativen und Gegensätzen, sondern auch die Konzepte der Vermittlung und Aufhebung entsprechen uralten, in Gewohnheiten eingefleischten Denktraditionen. Ein altes Denken ist so mächtig, daß sich die Frage nach seiner Realitätsgerechtigkeit gar nicht mehr stellt. Es kommt deshalb umso mehr darauf an, bei alledem einen skeptischen Vorbehalt anzubringen und es ernst zu nehmen, wenn z. B. Novalis von der „Unmöglichkeit einer den Gegensatz aufhebenden Vermittlung der beiden Sphären“ spricht. Wie aber dann mit nicht zu leugnenden Gegensätzen umgehen, wenn es gar keine Möglichkeit zur aufhebenden Vermittlung für sie gibt? Ist es besser, die Widersprüche einfach stehenzulassen? Nicht nur die vermeintlichen Alternativen, sondern auch die Vermittlungsvorstellungen sind mit Wunschvorstellungen verbunden, die, selbst wenn man sie innerhalb von Raum und Zeit noch glaubhaft verrechnen kann, nicht realitätsgerecht sind und d. h. den wirklich gegebenen Situationen nicht gerecht werden. Dies läßt sich verdeutlichen an der Rede von einer Erlösung im Zusammenhang mit dem Opfergedanken.

## 2. Dafür ein Beispiel: die Opferfalle

Das Opfer wurde im „Wir“-Bewußtsein an den Gedanken der Stellvertretung gebunden, und die Praxis stellvertretender Opferung legitimierte wiederum das Prinzip der Kollektivität („einer für alle“). Gedankenleitender Vorläufer für eine solche soziale Praxis ist die uralte magische Praxis gemäß dem *pars pro toto* - Prinzip. Auf den ersten Blick ist dagegen ja auch nichts einzuwenden; eine ganze religiös unterbaute Weltkonzeption konnte sich am Opfergedanken orientieren. Was aber sind dabei die Defizite, die unter den Tisch gekehrten Aspekte? Um nur das Größte zu benennen: Ein Ichgedanke – und in der Folge auch ein individuelles Schicksal – hat in diesem Gedankenkreis noch gar keinen Platz. Folglich bleiben auch die Auswirkungen der Opferung auf den Opfernden selbst und auf den Geopferten völlig unberücksichtigt. Alles ist ein rituell vollzogener „Dienst“, religiös in ein tief empfundenes Glaubenssystem eingebettet und ganz und gar überpersönlich zu nehmen. Opfer, das ist dann aber auch noch der Dienst für den heiligen Krieg. Keiner der sich hier schuldig macht, braucht ein Schuldgefühl zu haben, ist doch alles in die Weihe einer göttlichen Handlung gerückt.

Im Blick auf das grausame Los des Opfers rückt dieser göttlich legitimierte, gottgefällige Opfergedanke aber doch ins Zwielflicht, und die Frage stellt sich, inwiefern er überhaupt angemessen ist und ob damit in der Tat erreicht werden kann, was erreicht werden soll. Opferung schafft ja, entgegen der Erwartung, auch neue Bindung und Verstrickung, anstatt, wie vorgegeben wird, eine Ablösung aus dieser zu bewirken. Davon frei ist nur das Selbstopfer, das einer in vollem Bewußtsein aus eigenem Willen vollbringt, denn ein solches Opfer wird ihn auch nicht verletzen und traumatisieren. Solange jedoch unschuldige Mädchen, Kriegsgefangene und Sklaven geopfert werden, um den sozialen Bedarf zu decken, bleiben die mit dem Prinzip der Stellvertretung verbundenen Fiktionen undurchschaut. In Wirklichkeit schneidet jedes Blutopfer ins eigene Fleisch, und Täter wie Opfer bleiben umso mehr hängen an dem nur vermeintlich befreienden bzw. erlösenden Akt.

Ein an das Prinzip der Stellvertretung geknüpfter Opfergedanke kann deshalb immer nur die Kette des Schuldzusammenhangs perpetuieren, der die Einzelnen mit dem Kollektiv verschweißt und sie gleichzeitig in sich selber bindet. Nicht bedacht ist hier: Es geht immer alles nach zwei Seiten. Solange aus dem Gedanken der Schuld heraus gedacht und gehandelt wird, wird geurteilt und verurteilt, und so lange kann von einer Erlösung aus dem Schuldkonnex auch noch gar keine Rede sein. Vielmehr beginnen hier die Paradoxien und die aus ihnen resultierenden Perversionen. Die härteste Paradoxie ist: Als erlösend kann ein Schuldopfer ja doch nur gedacht werden in Verbindung mit dem Gedanken des reinen bzw. unschuldigen Opferlammes bzw. Opferkindes, in dem die Kette der Schuld abreißen können soll, weil es von vornherein außerhalb von ihr angesiedelt worden ist. Wer oder was aber ist unschuldig, so daß

dieses Kunststück des Abreißenlassens der Kette gelingen kann? Zunächst ist, was dabei herauskommt, für den Geopferten nicht mehr als eine Grausamkeit und für die Opfernden eine vorübergehende emotionale Entlastung? Opferungen wurden veranstaltet als öffentliches Spektakel gemäß der aristotelischen Theorie vom kathartischen emotional release. Aber ist so wirklich etwas gereinigt worden? Und gibt es einen Gewinner in diesem Spiel? Die Opferung des Unschuldigen treibt ja doch nur die Paradoxie des ganzen Ansatzes auf die Spitze, und für diesen gilt, was Jesus in der Bergpredigt von der nicht abreißenden Kette des „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ sagt.

An Vermittlung, Entschärfung oder gar Aufhebung der Gegensatzstruktur ist bei einer so sich in sich selbst verstrickenden Sachlage gar nicht zu denken – es sei denn man wechselt – nicht nur dem Schein nach, sondern in der Tat – über auf eine andere, von vornherein nicht durch das Denken in Alternativen und Gegensatzstrukturen bestimmte Ebene. ‚Im göttlichen Bereich soll das alles gehen, ohne daß ein leidiger Restbestand übrig bleibt. Und wenn das so ist, stimmen die Prämissen auf der unteren, sozial ausgelegten Ebene nicht. Der Übergang auf eine höhere Ebene geht immer nur durch das Nadelöhr einer *je eigenen, unvertretbaren Bewegung im Existentiellen*. Und nur wo der Schuldgedanke nicht mehr *so* zum Movens gemacht wird, daß das eigene, negativ verstrickende Tun dabei ein- bzw. ausgeklammert wird, ist an eine wirklichkeitsgerechte Lösung der Schuldproblematik zu denken. Auf ein und derselben Ebene kann ein solcher Überstieg ins Existentielle gar nicht realitätsgerecht vollzogen werden. Verlangt ist, den Gedanken des Opfers auch im Kontext des sozialen und religiösen Lebens anders zu denken, denn nur unter dieser Voraussetzung kann er einen guten Sinn haben und glaubwürdig bleiben.

Soweit das Beispiel des Schuld-Opfer-Komplexes für die mit dem Denken von Alternativen und Gegensätzen verbundene Aporetik. Wo es, wie in der raumzeitlich ausgelegten Körperwelt, Alternativen und Gegensätze tatsächlich gibt, ist es nicht so leicht, den damit verbundenen Fallen des Denkens und Handelns zu entgehen. Ein mit alternativenbildendem Ein- und Ausgrenzen verbundenes Denken hat sich ja bereits in einem vielfachen Handeln materialisiert und in der Form mächtiger Institutionen – insbesondere der Priesterschaft – sein eigenes Gesetz gegeben. Die Dialektik macht es sich gegenüber diesem geschichtlich gewordenen, religiös ausgearbeiteten und dogmatisch vervollständigten Gesamtkomplex zu leicht, wenn sie von einer Einheit der Gegensätze spricht und eine solche – und sei es auch nur verbal – flugs herzustellen verspricht. Zuerst muß die verdeckt gebliebene Dilemmatik und Aporetik eines überkommenen Denkens bis in ihre letzten Verästelungen hinein freigelegt werden, bevor man daran denken kann, einen hinreichenden Ansatz für befreiendes Denken und eine erlösende Tat zu finden. Kreuzestheologie, utopisches Denken und dialektische Vermittlungskunst reichen dazu nicht aus. Wie dann aber umgehen mit der Einheit-der-Gegensätze bzw. der Einheit-im-Gegensatz, die ja auch gar nicht zu bestreiten ist?

### 3. Die Frage nach der Art und Weise der Verbundenheit eines gegensätzlich Geprägten

Das Verfahren der Alternativen- und Gegensatzbildung ist im Grundansatz trennend und kann so lange auch nicht versöhnend und aufhebend sein. Ein trennendes Denken führt von sich aus keine Wende der Dinge herbei; es dient allenfalls dem Verdecken einer abgespaltenen Restproblematik und konserviert die bestehenden Zustände. Solange Feind mit Feind nicht unter einem Dache beisammen wohnen und Gegensätzliches in der Tat verschwistert ist, kann es auf verschiedene Gebiete verteilt werden, und so lange kümmert das Gegebensein von Dilemmata und nicht aufzuhebenden Widersprüchen allenfalls den Theoretiker, nicht aber den Praktiker, der keine Mühe hat, die verdeckte Seite seines Tuns unbewußt zu halten und sich über dessen Kosten hinwegzutrusten. So lange kann man sich weigern, bei sich selber anzufangen und der Meinung sein, daß das ja auch gar nicht nötig ist. In der Praxis läßt sich fast

immer und zu allem eine Alternative finden – ausgenommen zu sich selber. An sich selbst aber braucht man in konflikthafter Situationen am wenigsten zu denken, weil es ja immer eine Möglichkeit gibt, etwas von sich zu weisen, den anderen zu belasten und sich einen Ersatz zu verschaffen.

Erst wenn der Widerspruch im eigenen Innern aufbricht und man bereit ist sich ihm zu stellen, stellt sich die Frage, wie mit der Koexistenz des Gegensätzlichen unter der anderen – ontologischen zutreffenden – Voraussetzung umgegangen werden kann, daß es keine Möglichkeit zum Sichheraushalten gibt und auch ein Getrennthalten der Dinge gar nicht möglich ist. Erst unter dieser Prämisse ist ein Umdenken verlangt, das angesichts der eingefahrenen Wege aber nur ganz langsam Fuß faßt und in einzelnen Schritten eingeübt werden will. Friede zieht in einer Welt der Gegensätze nicht über Nacht ein, und schon gar nicht ein für allemal. Vielmehr kommt es wider Erwarten nun erst zum eigentlichen Kampf und über dessen Erfahrung zur allmählich wachsenden Einsicht, daß keine Seite einen solchen Kampf gewinnen kann. Der Grund ist wiederum ein ontologischer bzw. universelles Prinzip, das besagt: Alles, was gedacht und getan wird, geht gleichzeitig nach beiden Seiten. Am Beispiel gesagt: Das Opfern trifft nicht nur das Opfer, sondern auch und mehr noch den Täter selbst. Damit erst sind die „trennenden“ Lösungen am Ende. Was unter dem universellen Prinzip der Rückwirkung (darüber noch mehr) zuerst herauskommt, ist somit, formal ausgedrückt, der nicht mehr zu beseitigende, 'stehende' Widerspruch.

So beim Knoten des Paradoxons angekommen, hört man gewöhnlich auf weiterzudenken und ist eher geneigt sich der Verzweiflung zu überlassen, die aber auch nichts lösen kann, zumindest solange in ihrer Tiefe nicht ein äußerster Punkt erreicht ist. Aussichtsreicher ist die gedankliche Vorzeichnung einer Lösungsmöglichkeit. Der nicht mehr zu beseitigende Widerspruch, der sich schürzt im unlösbaren Paradox, treibt etwas in die Enge und verschließt es, so daß das bisherige Spiel nicht mehr weitergeführt werden kann. Was aber kann nun an seine Stelle treten? Nötig ist an dieser Stelle ein prozessuales Verständnis der Kategorie „Gegensatz“ bzw. „Widerspruch“. Unter der Voraussetzung, daß nichts einfach stehenbleibt, wäre es gerade jetzt wichtig, angesichts der „verschlossenen Tür“ des Paradoxes einen weiteren Schritt zu tun. Ein solcher weiterer Schritt wird vorbereitet durch ein Denken, aber er kann nicht lediglich denkend vollzogen werden. Für ein Weiterdenken an diesem Punkt der Engführung sind alle Wege versperrt. Das Paradox nötigt zunächst einmal zu einer Besinnungspause, und nur in einer solchen kann auch – gleichsam wie von selbst – der Übergang auf eine andere Ebene geschehen. Erst wenn ein solcher nicht denkend oder willentlich zu leistender Vorgang eintritt, kann man von einer wirklichen und d. h. sich wirklich entwickelnden Zwei-seitigkeit derselben Situation und Sachlage reden. Wichtig ist in einer solchen zwei-seitigen Situation, wie sie im Bild der verschlossenen Tür vorgestellt wird, also nicht nur die frustrierende Erfahrung, daß man nicht durch kann; die Tür des „torlosen Tors“ ist mit einem lauten Schlag ins Schloß gefallen. Wichtiger noch ist das Achten auf den dynamischen Aspekt der so eingetretenen Hemmung, denn erst ganz allmählich hört man nun auch auf die leisen Töne. Und erst wenn das Zugehen und das Aufgehen als miteinander zusammenhängend wahrgenommen wird, kann es zu dem befreienden Gedanken kommen, daß es eine immer nur und in jeder Hinsicht verschlossene Tür nie gegeben hat.

Aber auch eine solche äußerste Grenzsituation verlangt noch die Wiederholung, soll nicht, was im einen Moment gedacht und empfunden wird, im anderen schon wieder verflüchtigt sein. Man muß auch das Existentielle, das ein je Einmaliges ist, noch wiederholen, und in diesem Sinne verlangt nicht nur das Zeitliche, sondern auch und mehr noch das Ewige die Wiederholung (Kierkegaard) – wenn auch die Wiederholung in einem anderen Sinn. Der wesentliche Unterschied liegt darin: Zeitliches hat ein festes Gerippe angenommen und läßt sich vermöge dessen als ein „Gleiches“ wiederholen, während Ewiges bzw. Existentielles immer nur im „Jetzt“ ist und eine solche erstarrte Form gar nicht annehmen kann. Es geht im Existentiellen paradox ausgedrückt, um eine Wiederholung, bei der nichts wiederholt werden kann.

Das Existentielle läßt sich aber gar nicht ausschalten, auch wenn es in den gewohnten Bahnen überdeckt wird. Auch die von einem Vergangenen her bestimmte, konventionell beantwortete „Gegenwart“ verlangt noch eine authentische Entsprechung, wie zugeschüttet eine solche auch immer ist. Die Zeit in der Form eines erstarrten Vergangenen ist dazu angetan, sich diesen Tatbestand zu verbergen. Man wiederholt unbekümmert die Nicht-Entsprechung in der Form einer vermeintlichen Entsprechung. Erst die nicht mehr hintergehbare Schranke: das existentiell bekundete „torlose Tor“, verwehrt diese Möglichkeit, ohne sie zu beseitigen. Man kann immer abspringen. Solange das Einmalige, Unvertretbare nicht als solches gesehen, gedacht und getan wird, wird auch an existentiell zugespitzter Stelle der geschürzte Knoten nicht befreiend und man geht dem zielenden und abblendenden, die Seiten trennenden Denken wieder und wieder auf den Leim. Durch das „torlose Tor“ will keiner hindurch, auch dann nicht, wenn er eingesehen hat, daß mit Gewalt nicht mehr weiterzukommen ist. Eher liebäugelt man mit dem bequemeren Ausweg in den Tod.

#### 4. Der Tatbestand der Mehrseitigkeit und das Bild der in sich gegenläufigen Spirale

Aus der Situation existentieller Zuspitzung, wie sie sich im Bild des „torlosen Tors“ faßt, lassen sich formale Konsequenzen ziehen. Nietzsches „ewige Wiederkehr des Gleichen“ erschließt ihren vollen Sinn nur unter der Voraussetzung, daß dabei in zwei Richtungen zugleich gedacht wird. Der Gedanke der ewigen Wiederkehr des Gleichen kann erdrücken, aber auch verwandeln, je nachdem, wie man sich zu dieser stellt. Faßt man hier, wie im Bild des „torlosen Tors“, Möglichkeit und Nicht-Möglichkeit ineins, so verbindet sich damit das Bild einer Doppelspirale, die in einem Sinne auseinanderläuft, in anderem Sinn aber auch in sich zurückläuft. Sie läuft gleichzeitig nach oben und unten und verlangt, in der Horizontale gedacht, die Verbindung von vorn und hinten. Man muß sich angesichts dieser in sich gegenläufigen Bewegungsform davor hüten, den jeweiligen Drehsinn entweder allein mit ‘positiv’ oder allein mit ‘negativ’ zu belegen. Negative Tendenzen halten an sich selber fest und setzen sich eigensinnig durch, so daß man nichts Positives an ihnen finden kann. Und doch kommt man auch mit ihnen an einen ‘äußersten Punkt’, an dem die Sache sich wendet. Dabei wird der Wertunterschied von ‘positiv’ und ‘negativ’ nicht einnivelliert, ja er kehrt sich umso krasser hervor. Der Doppeltendenz und Gegenläufigkeit im Drehsinn entsprechend, vertauscht, was ‘positiv’ und was ‘negativ’ ist, irgendwann einmal die Plätze. Es kommt also auf den prozessualen Richtungssinn eines Tuns bzw. Geschehens und nicht auf die damit verbundene Bewertung an. Im Richtungssinn gibt es eine echte Alternativität, die aber, wie die ‘Wende’ beweist, nicht sprengend wird für das Ganze. Noch nie hat ‘positiv’ und ‘negativ’ sich realiter als ein und dasselbe erwiesen, und noch nie hat es sich für alle Zeiten voneinander getrennt. Daß etwas sich wenden kann heißt aber nicht, daß es austauschbar wäre.

Auch im erkenntnistheoretischen Zusammenhang können aus diesem Sachverhalt Konsequenzen gezogen werden. So meint Positivierung im Sinne gegenständlicher Bestimmung etwas anderes als Positivierung im Sinne einer approximativen Annäherung an ein nicht erreichbares Ziel. Wenn ‘positiv’ und ‘negativ’ ihre Plätze vertauschen können, und dies auch noch tun in einem mehrfachen Sinne tun, kommt es auf den jeweiligen *Nenner* an, auf dem der Wechseltausch geschieht. Wie immer in Szene gesetzt, geht eine wirkliche Veränderung nicht ab ohne ein existentielles Moment. Für Hegel kommt das Geschichtliche und das Existentielle überein auf dem Nenner durchgängiger „Negativität“, von der es heißt, daß sie sich in sich selber durchbricht und eben dadurch auch wieder loskommt von sich, zur Anerkennung frei wird, wie Hegel bemerkt. Doch ist dies ein langer Weg, denn im Negativen kann man auch stecken bleiben. Im Sinn einer Abkürzung des Weges würde es Sinn machen, auch und mehr noch vom gegenteiligen Nenner der „Positivität“ auszugehen und das Ganze auf ihm zu umschreiben. Auf diese Weise wäre insbesondere dem Mißverständnis negativer Be-

ziehungen der Boden entzogen, als gälte es hier zu kämpfen und zu siegen. Wenn Wirkung und Rückwirkung sich entsprechen, kann ein solcher Kampf nicht gewonnen werden, es sei denn man kämpft mit sich selber. Auch sind negative Konstellationen dauerhafter als positive Beziehungen und befestigen die Annahme zweier Welten, in die das Ganze zerfällt. Auf dem Nenner der Positivität ließe sich das sei es als positiv, sei es als negativ erfahrene Geschehen nicht mehr verteilen auf „zwei Welten“. Die Wertungsalternative von ‘gut’ oder ‘schlecht’ bzw. ‘böse’ würde unter dieser Voraussetzung zwar nicht ihre Berechtigung verlieren, aber sie ließe sich nicht mehr festschreiben. Nicht daß es einen solchen Wertunterschied nicht gibt. In beiden Richtungen weitergedacht, kommt man damit aber zu keinem Ende, sondern letztlich immer nur zur Annahme einer Inversion bzw. Wendung. Diese erst bezeugt jenseits der Wertung, was etwas in Wahrheit ist und werden kann.

Nur die Festschreibung von Wertungsalternativen ist damit zu einer sich zumindest auf lange Sicht problematisch auswirkenden Sache gemacht. Ebenso problematisch aber ist ihre Einnivellierung und ständige Vertauschung. Wie ‘positiv’ und ‘negativ’, so ist auch ‘oben’ und ‘unten’ in einem Sinne ‘dasselbe’, aber gleichwohl nicht beliebig füreinander einsetzbar. Von allen sei es positiv definierten, sei es als negativ empfundenen Verhältnissen gibt es unterschiedliche Versionen, und nur wenn man auf sie achtet kann man die Wertzuschreibungen vertauschen. Es kann etwas positiv erscheinen und näher besehen negativ sein, aber auch umgekehrt. Man kann deshalb aber nicht mit diesen Prädikaten nach Belieben spielen, denn aus jedem Spiel wird irgendwann Ernst und aus dem Ernst wieder ein Spiel auf neuer Stufe. Wenn alles *prozessual* zu denken ist, prozessieren erst die ablaufenden Prozesse einen wesentlichen Unterschied heraus, je nachdem, in welcher Richtung sie verlaufen und was in ihnen sich wie auswirkt. In den Prozessen laufen die Scheren auseinander, und doch läßt sich kein abschließendes Urteil darüber fällen, was dann geschieht. Prozesse zu durchlaufen impliziert, sei es unter der Hand oder manifest, ineins ein Auseinanderlaufen der Scheren *und* ein „Wenden“ der Dinge, auch wenn die Wendung oft auf sich warten läßt.

Dem kommt die Rede von einem „Wechseltausch“ nahe, wenn dabei vermieden wird, die getauschten Sachverhalte wie fixe Gegenstände zu behandeln und auf ein und demselben Nenner zu verrechnen. Mit dem Bild der auseinander- und wieder in sich zurücklaufenden Doppelspirale ist zum gegenläufigen Drehsinn auf ‘horizontaler’ Ebene eine ‘vertikale’ Schöpfachse des „Wechseltausches“ eingeführt. Beides zusammen nötigt zu einer dimensional Verhältnisbestimmung. Für sie gilt: „Sphären“ bzw. „Dimensionen“ sind *Ganzheiten* und lassen sich, wie solche überhaupt, gar nicht denken ohne eine Unterscheidung von Ebenen. Dies hat aber mit einem Getrennthalten oder gar wirklichen Getrenntsein gar nichts zu tun – es sei denn eine Ebenentrennung wird im Denken künstlich aufrechterhalten, indem dieses sich mit *einer* Ebene identifiziert und alle anderen Ebenen ausblendet.

##### 5. Hinreichende Verhältnisbestimmungen lassen sich auf einer Ebene gar nicht durchführen

Eine hinreichend ausgearbeitete Logik muß eine Bestimmung von Ebenenverhältnissen einschließen. Kein Verhältnis kann auf einer Ebene abgebildet werden und sich auf sie beschränken. Es ist eo ipso mehrdimensional und stellt sich auf jeder Ebene verschieden dar. Dies verlangt eine Unterscheidung bezüglich der leitenden Kategorien, die, auf eine Ebene projiziert, vorgeben Gleiches zu meinen. Genauer besehen aber werden höchst unterschiedliche Sachverhalte auf höchst unterschiedliche Weise in ein Verhältnis zueinander gesetzt. Der mit den Ebenen verbundene Unterschied fängt bei den allgemeinsten Kategorien an. Wenn es von allem entsprechend der Ebene und ihren Rahmenbedingungen einen verschiedenen Gebrauch gibt, muß auch vom „Einssein“ und „Geschiedensein“ auf unterschiedliche Weise gehandelt und gesprochen werden. Kurz gesagt: „Einssein“ ist eine Beziehungskategorie und kann nicht heißen, daß alles nahtlos in einen Block zusammengeschweißt ist. In Verbindung mit aufer-

legten Schranken (Normen, Konventionen, Grenzziehungen, Einbindungs- und Ausschlußverfahren etc.) ist Einssein nicht dasselbe wie das Einssein im Ungetrennten und Nichttrennbaren, aber Geschiedenen, so zum Beispiel im Gespräch. Von der anderen Seite her betrachtet, muß äußerliches Getrenntsein nicht auch ein wirkliches Getrenntsein bedeuten, Unter der Voraussetzung, daß es in der Beziehungswirklichkeit immer nur Geschieden-Vereintes gibt, macht „geschieden“ und „getrennt“ einen Unterschied, der oft genug einnivelliert wird, in Wirklichkeit aber gar nicht einnivelliert werden kann. Verhältnisbestimmungen unterschiedlicher Art verlangen somit in jedem Fall eine Bezeichnung der Ebene, auf der sie spielen und sich allmählich herausprozessieren. Es gibt in ihnen eine Entwicklungstendenz in unterschiedlicher Richtung, je nachdem, an welcher Ebene etwas festgemacht wird. Was auf den ersten Blick 'dasselbe' zu sein scheint, ist in Wirklichkeit nicht dasselbe. Es verlangt eine Zusammenschau unterschiedlich verfaßter Ebenen und die genauere Bestimmung ihres jeweiligen Verhältnisses.

Ebenen sind dadurch definiert, daß sie unterschiedlichen einschränkenden und/oder freigebenden Bedingungen unterliegen. In ihrem Verhältnis zueinander sind sie durch ein Moment des einseitigen oder wechselseitigen Geschiedenseins definiert, das ihr Verbundensein aber nicht aufhebt. Bezüglich einer solchen Mehrschichtigkeit und Mehrdimensionalität des Ganzen ist es notwendig, von disjunktiv bestimmten Verhältnissen und dem entsprechenden Strukturbedingungen auszugehen. Die Disjunktion ist eine komplexere Verhältnisbestimmung als die alternative. Alternativen trennen und zerteilen, sie zerstückeln das Ganze und lassen eine innere Berührung der Teile bzw. Bereiche nicht mehr zu. Was nur noch äußerlich zusammenhängt, muß mit Gewalt verkuppelt werden. Die Rede von einer Disjunktivität der Bezogenen betont demgegenüber ein Moment des Geschiedenseins bei gleichzeitiger Betonung der Nichttrennbarkeit. Beides zusammen ist die *conditio sine qua non* der inneren Berührung.

Beziehungen sind immer symmetrisch und asymmetrisch zugleich. Sie haben einen Zeitaspekt, der asymmetrische Momente hineinbringt. Mit den gemachten Überlegungen verbindet sich somit, formal ausgedrückt, die Frage nach dem Verhältnis von Asymmetrie und Symmetrie und führt weiter zum Gedanken einer Hierarchie in der Gleichheit und einer Gleichheit in der Hierarchie. Aber auch bezüglich der Herstellung von Gleichheit und Hierarchie macht die Art und Weise den Ausschlag: wie damit umgegangen und beides ins Werk gesetzt wird. Es gibt hier einen Unterschied in den Mitteln und entsprechend unterschiedliche Versionen. So gibt es eine Hierarchie der Machtbehauptung mit symbolischen und/oder handgreiflichen Mitteln der Gewalt, aber auch eine Hierarchie der inneren Mächtigkeit und eine solche der Entwicklungsstufen. Dies verlangt in jedem Falle eine genauere Analyse, wie Gleichheit und Hierarchisierung ausdifferenziert und in Beziehung zueinander gesetzt wird. Dem Nebeneinanderbestehen von Symmetrie und Asymmetrie, ihrem verborgenen Ineinandersein und ihren latenten oder manifesten Konfliktpotentialen sucht der komplexe Begriff der Disjunktivität gerecht zu werden. Wie immer ausformuliert, widerstreitet Disjunktivität der völligen Egalisierung, aber auch jeder Möglichkeit zur Fixierung von Über- und Unterordnung.

Wie aber kann man an dieser Stelle weiterkommen? Eine rein formale Behandlung der hier vorliegenden Sachlagen ist nicht möglich, weil mit den herkömmlichen Mitteln logischer Stratifizierung unauflösbar Mehrseitiges und Komplexes nicht mehr angemessen behandelt werden kann. Für die alles auf eine Ebene projizierende und reduzierende Logik wird, was wirklich der Fall ist, eben wegen seiner Mehrdimensionalität antinomisch, dilemmatisch und paradox. Die Grenze einer alles auf einer Ebene verrechnenden Logik zeigt sich darin, daß sie aporetisch werdende Sachlagen zwar allenthalben konstatieren, aber nicht mehr weiterbehandeln kann. Also versucht man sich auf andere Weise zu behelfen, etwa indem man die so diagnostizierten, unangenehm werdenden Verhältnisse erneut halbiert. Erst wo dies nicht mehr geht, versucht man sie gegen den Strich zu bügeln und in eine neue Beleuchtung zu rücken. Wie aber soll diese andere Sicht der Dinge ausgedrückt, und wie kann sie gelebt werden, ohne daß man die Logik des Ganzen verändert? Man kann bezüglich der weiterführenden Lösun-

gen nicht von der Zukunft erwarten, was man selber zu leisten nicht imstande ist. Solange ein utopisches Denken die Defizite ausgleichen soll, indem man nicht wirklichkeitsgerechte Erwartungen hegt, halten Hoffnung und Enttäuschung sich die Waage und wird alles noch mehr in den Strudel der Entwertung hineingezogen. Utopisches Denken beschäftigt sich mit irrealen, nicht zu verwirklichenden Alternativen. Was immer man so kritisiert oder affirmiert: Solange Kritik und Affirmation nach demselben logischen Muster verfahren, läuft beides auf dasselbe hinaus.

Eine weitere Maßnahme ist das Geltendmachen einer Zeitdistanz, wie sie dem phänomenologischen und hermeneutischen Verfahren zugrunde liegt. Der Interpret hat es leichter als der Autor, weil im Abstand manches klarer zutage tritt, als wenn einer mit Haut und Haaren drinsteckt und sein Produkt erst aus sich herauszuwinden muß. Wo in den sich tastend vorwärtsbewegenden Primärtexten ein unscharfer Sprachgebrauch vorliegt, ist es Sache des Interpreten, eine genauere Analyse des mit dem Gedanken verbundenen logischen und sprachlichen Impakts vorzunehmen. Aber auch mit der Berufung auf eine vielleicht klärende, vielleicht aber auch verdeckende Zeitdistanz sind noch nicht alle Fußangeln aus dem Weg geräumt. Die verschiedenen Zeiten sind nicht nur ungleichzeitig, sondern auch gleichzeitig. Sie sind gleichzeitig in der Ungleichzeitigkeit und ungleichzeitig in der Gleichzeitigkeit. Auch der nachkommende Interpret haftet nicht nur an sich, sondern auch, wenngleich nicht mehr so stark, an den ausgetretenen Denkwegen seines Vorgängers.

## 6. Das Erfordernis einer *metabasis eis allo genos*

Was aber kann es dann heißen, die Dinge gegen den Strich zu bügeln und in der Tat einen Schritt weiterzukommen? Wiederum am Beispiel der Behandlung von Gegensätzen exemplifiziert: Wenn Novalis „Reflexion“ und „Gefühl“ als einen „Gegensatz“ empfindet, folgt er alter Erfahrung und Meinung; beides verträgt sich in den meisten Fällen auch nicht gut. Aber er möchte mit einer solchen Feststellung nun nicht mehr, wie zuvor, in den herkömmlichen Antithesen verharren und in einer alternativenbildenden logischen Matrix steckenbleiben – hier die Ratio, dort das Sentiment – und ist vielmehr gerade umgekehrt an einer neuen, beides verbindenden Verhältnisbestimmung interessiert, wie immer diese dann logisch ausgearbeitet und praktisch hergestellt wird.

Für das generelle Verständnis von Gegensätzen bzw. gegensätzlich strukturierten Sachverhalten heißt das: Im Sinne einer konjunktiven Verhältnisbestimmung wäre es angebracht, von vornherein und immer nur von „Gegensatzpaaren“ zu sprechen und mittels der Metaphorik der „Paare“ bzw. der aufeinander angewiesenen „Pole“ eine näher bestimmbare Form von „Zusammengehörigkeit im Geschiedensein“ zum Ausdruck zu bringen. Paariges und Poliges läßt sich, wie immer gefaßt, nicht mehr wie der Gegensatz im Sinne einer Alternative behandeln. Die Rede von einem „Kampf der Geschlechter“ ist in dieser Hinsicht zweideutig und kann leicht in die Irre führen. Auch wenn man ihn positiviert, wirkt das alternativenbildende, einpolig zentrierte Denkmuster in Verbindung mit Unterwerfungsstrategien im Denken und Handeln noch lange nach. Und angesichts der faktischen Verschiedenheit kann der Alternativität ja auch nicht überhaupt der Abschied gegeben werden. Man kann den gewissen Unterschied weder verabsolutieren noch ignorieren. Mit dem Paarigen ist ein „Ganzes“ gemeint, das sich jedoch – wie im Geschlechterverhältnis – auf inkommensurable Weisen zum Ausdruck bringt. Dies verlangt eine Verhältnisbestimmung, die beidem: der Unterschiedlichkeit wie der Zusammengehörigkeit gleichermaßen Rechnung trägt.

Wie schwierig das ist, zeigt wiederum das Verhältnis der Geschlechter. Eine vermittelnde Zwischenstellung zwischen trennender und nicht-trennender Betrachtungsweise nimmt der Begriff der „Komplementarität“ ein, der zwar auf ein sich vervollständigendes Ganzes zielt, die gegebenen Sachlagen aber gleichwohl auf zwei nicht zur Deckung zu bringenden Seiten

hin verrechnet. Die beiden Seiten können ja auch gar nicht egalisiert werden. Und überhaupt in Abrede zu stellen ist die mit einem solchen Unterschied verbundene, je einpolige Zentriertheit ja auch nicht, hängt mit ihr noch der ganze Fragenkomplex der Jemeinigkeit und das Problem der Freiheit und Unvertretbarkeit zusammen. Wie immer die „Paare“ verschieden sind und sich darin verbinden: Von der Notwendigkeit einer Selbstzurechnung kann gar nicht abgesehen werden, und insofern kann 'konjugiert' auch nicht einfach heißen: „wir Zwei sind Eins“. Der Traum, als könne ein „Wir“ das „Ich“ und das „Du“ ersetzen, ist ausgeträumt.

Bei alledem geht es darum, den logischen Impakt der in Anschlag gebrachten Unterscheidungen und Verknüpfungen genauer zu durchleuchten. Die formal-logische Analyse stößt hier aber bald an ihre Grenzen und sieht sich an die beide Seiten kommunizierende Sprache verwiesen, deren Potential weitergehend ist als der abstrakte Begriff. Das Achten auf die Arten und Weisen der Verhältnisbestimmung muß berücksichtigen, daß die auch den formal-logischen Konzepten noch zugrunde liegenden, Konzeptionen und metaphorischen „Griffe“ immer mehr enthalten, als eine formale Analyse zutage fördern kann. Die Metapher weiß mehr, als der Begriff von ihr denkt, und dieses surplus läßt sich analytisch nicht erschöpfend fassen und ausdifferenzieren. Was man begriffen hat, muß man auch lernen zu kommunizieren, und das ist ein weitergehender Schritt. In metaphorischer Sprechweise kann man von einer vorprädikativen Sinnlichte Gebrauch machen, deren Implikationen auch gar nicht voll expliziert werden müssen. Was für die Analyse als dunkler oder luzider Rest einer Rede übrig bleibt, gehört zu ihrem Kernbestand, der sich weder semantisch einlösen noch formal auflösen läßt. Und doch spricht eben dieser Kernbestand sich in der lebendig gesprochenen Sprache aus. Von daher gesehen ist auch das Logische selbst noch ein Metaphorisches: es reicht über seinen Formalismus hinaus und muß sich zurückbesinnen auf seinen Kern, der sich immer nur metaphorisch fassen und aussagen läßt.

Mit dem Achten auf das Metaphorische verbindet sich, was die Ebenen betrifft, eine *metabasis eis allo genos*. Das Metaphorische selber ist ja ein solcher Übergang in eine andere Dimension. Es hat seinen Ort, topologisch gesprochen, in einem „Werdenden“ und nicht lediglich in einem „Sein“. Das Metaphorische ist ein einerseits Festgefügtes, andererseits aber zugleich auch Fließendes, und entsprechend seinem fließenden Übergehen changieren auch die logischen Strukturen und Begrifflichkeiten und nehmen eine ortsbestimmte, je andere Bedeutung an. Nun käme es hier auf ein Doppeltes an: (a) zunächst einmal dieses Fließen und Changieren zuzulassen und (b) nach den logisch zu fassenden Formbestimmungen zu fragen, die gegeben sein müssen, damit der „Fluß“ als solcher möglich ist bzw. nicht unterbunden wird. Nun kann man, was im Fluß ist, nicht überhaupt unterbinden; es läßt sich allenfalls in getrennte Kanäle leiten. Im wirklichen Leben ist alles im Fluß, auch das, was logisch stillgestellt und begrifflich behandelbar gemacht worden ist. Auch das Denken geht mit der Zeit. Andererseits aber darf man, was im Fluß ist, nicht zu einem undenkbar werdenden Irrationalen verkommen lassen, als das es dem fest-stellenden, Fließendes von sich ausschließenden Denken erscheint.

Der metaphorische Sprachgebrauch, der beiden Seiten gerecht wird, muß sich an einem erweiterten logischen Feld orientieren, dem auch der „Fluß“ noch unterliegt. Dem Logiker obläge es, die komplexe logische Matrix einer „fließenden Welt“ und d. h. das ganze Feld des Logischen bezüglich der in ihm möglichen Verwendungsweisen abzustecken, in seinen Grundmöglichkeiten auszuloten und in seinen Rahmenbedingungen zu durchleuchten. Das ganze logische Feld kann nur ein Feld des „Werdens“ sein, und nicht das Feld eines „Seins“, solange „Sein“ so gedacht wird, daß es ein „Werden“ a limine von sich ausschließt. Wo von einem fest-stellend gedachten „Sein“ ausgegangen wird, ist die Zeit des Werdens ignoriert und eine Revision des eigenen Tuns im Grundansatz vonnöten. Was „Sein“ in Wirklichkeit ist und sein kann, ist damit nicht verloren, sondern allererst an seinen richtigen Ort gerückt. Im „Werden“ ist „Sein“ einbegriffen, und umgekehrt. Folglich muß auch der *Begriff* des Seins das Werden einschließen und ihm gerecht werden. Für das Denken ist eine solche Umkehrung

im Grundansatz nur in Form einer logischen Erweiterung der Rahmenbedingungen möglich, wobei der zentrale Punkt ist, daß die „Logik des Werdens“ *allinklusiv* ist, während die „Logik des Seins“ von einer *Exklusion* ausgeht an ihrem allerersten Beginn. Unter dem Aspekt eines freien Tuns ist die „Logik des Seins“ eine Logik willentlicher Selbsteingrenzung, die mit einem diskriminierenden Ausschluß alles Nichtgewollten verbunden ist. Nicht bedacht ist in diesem Tun seine unausweichliche Konsequenz: Sobald nämlich irgend etwas ausgeschlossen wird, wird automatisch auch das Eingeschlossene zu einem Ausgeschlossenen gemacht, und umgekehrt. Das Ein- und Ausgrenzen geht immer nach beiden Richtungen zugleich. Mit der Eingrenzung werden so letztlich immer nur die ‘großen’ Alternativen ausgelöst und zur Auswirkung gebracht. Kurz gesagt: Wer das ‘Leben’ ausgrenzt, muß auf die Karte ‘Tod’ setzen, mit allen Konsequenzen des Abtötensmüssens eines Lebendigen, die ein solches Tun hat. Gleiches ließe sich für die andere große Alternative von ‘Freiheit’ oder ‘Unfreiheit’ sagen, wie sie sich im Bild des Gefängnisses manifestiert. Der Gebrauch von Freiheit löst Unfreiheit mit aus und versucht auch ihr etwas abzugewinnen. In beiden Fällen ist alles verloren, und nichts ist verloren zugleich. Doch warum greift der Hinweis auf solche einfachen Tatsachen nicht?

## 7. Die Frage nach dem Verhältnis von Symmetrie und Asymmetrie in Beziehungslagen

Logische Klarsicht bezüglich der Konsequenzen eines Tuns ist für den Menschen immer erst in Nachhinein möglich, nachdem ein bestimmter Strukturansatz sich in ihm abgearbeitet hat und an seine Grenze gekommen ist. Exemplifiziert werden kann das im Blick auf die Wendjahre des ausgehenden 18. Jahrhunderts am Beispiel der „Wechselwirkung“. Auch wenn es diese Kategorie theoretisch schon längst gab, verbindet sich nun ein neuer Ton mit ihr. Es ist nicht irgendeine Form von Gegenseitigkeit damit gemeint, wie sie ja auch dem Vertragsverhältnis zugrundegelegt worden ist. Auch wenn beide Seiten den Vertrag eingehen, kann einer den Nutzen daraus haben. Gegenseitigkeit allein genügt also nicht. Aber auch die einnivellierende Rede von einer „Wechselbestimmung“ (als Sonderform bestimmender Kausalität) entspricht altem Sprachgebrauch und verkennt den Charakter dessen, was „Wechselwirkung“ ist und sein kann. Mit der Wirkungskategorie verbindet sich eine andere, logisch noch nicht hinreichend ausgearbeitete Ebene und Aufgabe. Es kann sich bei der „Wechselwirkung“ nicht mehr wie vordem um ein „Bestimmen“ (Eingrenzen, De-finieren etc.) handeln, sondern um ein Beziehungsgeschehen jenseits aller Bestimmbarkeit im einzelnen. Ein Moment der Bestimmung ist damit nicht in Frage gestellt. Wenn jedoch gesagt wird: die „Relation“ muß stimmen, oder, schon wieder abgeleitend, die „Chemie“, kann nur eine wechselwirkende Beziehungsmodalität damit gemeint sein, die sich der Bestimmbarkeit gleichzeitig entzieht. Eine Wirkung erweist sich, indem man sie auslöst. Dafür bietet sich die Rede von einem „Wechselerweis“ an. Entgegen der Tendenz zur einseitigen Herleitung, Bestimmung und Bewertung einer Position ist im Verhältnis der gewechselten Wirkungen der zweiseitige Gesichtspunkt symmetrischer Beziehung gewahrt. Symmetrische Beziehungen lassen sich als solche gar nicht einseitig denken, einpolig zentrieren und von einer Seite her determinieren. In der logischen Konsequenz führt das dazu, daß die alles auf ein Gleiches reduzierende Tautologie „a = a“ den Anschein einer Beziehung überhaupt verliert, während die für Beziehung angemessene Formulierung „a = b“ auf eine letztlich nicht mehr bestimmbare Differenz verweist und als eine „Ungleichung“ anders behandelt werden will.

Hinzu kommt bei alledem die unterschiedliche räumliche Positionierung in Verbindung mit einer zeitlichen Abfolge, so daß auch hier einer Asymmetrie in der Symmetrie und einer Symmetrie in der Asymmetrie Rechnung getragen werden muß. Wie aber kann die Asymmetrie der Positionen und Abfolgen mit der Symmetrie des Bezugs so verbunden werden, daß beides sich verträgt? Um auch hier wieder ein Beispiel zu nehmen: Streng symmetrische Wechselseitigkeit bei gleichzeitig gegebener Asymmetrie wird wichtig für das Verständnis

des „Bildes“ und des „Zeichens“, wenn beides bezogen wird auf eine darin wie auch immer zur Abbildung kommende Wirklichkeit. In welchem Sinne aber kann man in der Form der Abbildung von einer wechselseitigen Implikation reden, und in welchem Sinne bleibt dieses Verhältnis einseitig bestimmt?

## 8. Zum volleren Begriff der Repräsentation

Das hier vorliegende Verhältnis von Symmetrie einerseits und Asymmetrie andererseits zu klären verlangt eine genauere Bestimmung des Begriffs der Repräsentation. Die Hinzunahme von Raum und Zeit ist dafür hilfreich. Das Verhältnis von Repräsentierendem und Repräsentiertem verlangt, beides nicht nur in der Form gleichzeitiger Präsenz zu denken, sondern ineins damit auch im Sinne der Abwesenheit im Anwesendsein und der Nicht-Identität in der Identität. Das Repräsentierende *ist* das Repräsentierte und ist es wiederum *nicht*. Es handelt sich um eine logisch komplexe Sachlage, in der ein symmetrisches Moment mit einem asymmetrischen Moment wie nahtlos verbunden ist.

Diese Überlegung wird auch wichtig in bezug auf den Status von „Wort“ und „Bild“ und seinem Verhältnis zur „Sache selbst“. Das Bild bzw. Wort ist *nicht die Sache* (Hayakawas „Semantik“) – aber man hat die Sache *auch nicht ohne das Wort und das Bild*. Was unterscheidet dann aber beides voneinander? Hier muß ein Unterschied in den Beziehungsmodalitäten in Anschlag gebracht werden, der nicht einnivelliert werden kann. Eine mögliche Folge ist die Trennbarkeit des Nicht-Trennbaren. Auch wenn im einen Bezug auf den anderen nicht verzichtet werden kann, können Wort und Bild sich doch von der Sache ablösen und im Sinne einer reinen Sprach- bzw. Bilderwelt mit bloß interner Systemreferenz begnügen. Ein Wort gibt das andere ... und die Bilder lösen sich ab. Und doch läßt sich diese Ablösung nicht konsequent bis an ihr Ende führen. Wie weit auch immer man in der Tendenz auf Ablösung und interne Systemreferenz geht: Eine sich selbst tragen könnende, seinselbständig werdende Zeichen- und Bilderwelt ist dadurch nicht erreichbar. Man landet mit diesem Versuch vielmehr in der Aporie. Diese ist von beiden Seiten her gegeben. Eine lediglich intern definierte Systemreferenz läßt sich vollständig durchrelativieren und verliert dadurch auch wieder den Anspruch, den Zeichen und Bild zu behaupten suchen und weswegen sie eingeführt worden sind. Auch eine gänzlich abgelöste Sprach- und Bilderwelt kann deshalb nicht ohne eine offene Verweisung auskommen, doch worauf verweist sie dann? Muß es beim bloßen „Index“ als einem unverzichtbaren Stellvertreter bleiben, wenn man das Wort „Gott“ in den Mund nimmt, oder kann man damit auch weiterkommen? Geht man von der anderen Seite des Wirklichen aus, so gerät das systemisch Eingeschlossene in die Klammer eines Als-ob und wird darin über kurz oder lang seiner eigenen Vergeblichkeit inne. Die Sachlage zu *denken* verkürzt hier oft die Wege. Das Dilemma spitzt sich noch zu, wenn andererseits eine wirklichkeitsgerechte Lösung nicht in der Bild- und Sprachlosigkeit gesucht werden kann.

Kurz gesagt: Auch in einer „fließenden Welt“ muß zum Zwecke der Kommunikation und Verständigung ein *arbiträres* „Zwischenreich“ der Bilder und Zeichen eingezogen werden, das aber gleichwohl nicht überhaupt abgelöst sein kann. Soll es in der Kommunikation und Verständigung so sein, daß beides: das Wort und das Bild, aus der *Berührung* mit dem Bild- und Namenlosen seine Wirkkraft schöpft und diese an Ende ist, wo es zur leeren Wechselmünze nichtssagender Wort- und Bildfetzen wird. Die Sprach- und Kulturkritik hat dieses Thema nach allen Seiten hin durchgespielt. Das nicht zu hintergehende Verhältnis von „natürlich“ und „künstlich“ macht die Ausarbeitung einer Logik unabdingbar, die „Sein“ und „Nichtsein“ nicht mehr trennt, beides aber auch nicht einfach ineinssetzt und zusammenwirft. Platon geht im „Sophistes“ davon aus, daß man „Sein“ und „Nichtsein“ für im Interesse der Bestimmung eines Gegenstandes zusammen belassen muß, denn „Sein“ allein und „Nichtsein“ allein entzieht sich der Bestimmbarkeit. Um der Aussagemöglichkeit eines Be-

stimmt-Bestimmbaren willen muß man davon ausgehen, daß auch das Nichtsein „irgendwie“ ist – auch wenn es nirgendwo festgemacht werden kann – und man der Wahrheit nur durch eine Verbindung von beidem näher kommt. Um eine Alternative kann es sich also nicht handeln. Doch wie ist diese mit „Sein“ und „Nichts“ bezeichnete *ontologische* Differenz gelagert, und wie kann sie *logisch* ausgearbeitet werden, wenschon man bewußtseins- und erkenntnistheoretisch gar nicht auf sie verzichten kann? Ob man dazu den Übevater Parmenides töten und d. h. die von ihm aufgerichtete *Disjunktion* von „Sein“ und „Nichts“ in Frage stellen muß, ist doch sehr die Frage.

Daß man in der gegenständlichen Bestimmung und d. h. auf ein und derselben Ebene den Aporien nicht entkommt, motiviert Platons Rückgriff auf die „Ideen“. Doch diese sind auch nicht sicher vor der Destruktion. Die entscheidenden erkenntnistheoretischen Konsequenzen zieht zunächst einmal der Skeptizismus. Was im vorsokratischen Denken über die Doxa gesagt wird, erfährt hier seine Radikalisierung. Fürs erste geht man mit der Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit ein Verwirrspiel ein und tut sich schwer, an einer wahrheitsfähigen Entsprechung überhaupt noch festzuhalten. Zwischen der „Sache selbst“ und dem „Wort“ bzw. dem „Bild der Sache“ gibt es auf Anhieb keinen Unterschied mehr; man kann das Ganze auf die eine oder auf die andere Seite kehren und das Als-ob des eigenen Tuns sehr viel leichter nachweisen als seine wirkliche Entsprechung. Auch wenn „Wort“ bzw. „Bild“ und „Sache“ nicht dasselbe ist, muß man es in vielen Kontexten für dasselbe gelten lassen. Damit ist man sozial bei der Konvention und erkenntnistheoretisch wiederum beim Thema der Repräsentation. In beiden Fällen kann es um einen realen, aber auch um einen fiktiven Anspruch gehen. Die soziale Konvention besagt nichts über sich selbst hinaus, weshalb sie gelten kann oder auch nicht, und der Repräsentant kann ein Popanz oder ein wirklicher Stellvertreter sein. Die Sache wird komplizierter, wenn der Status des Bildes bzw. Worts und was in ihm deponiert bzw. rückgespiegelt wird, nicht mehr auf einen ursprünglich gestifteten, mit göttlicher Legitimation versehenen und fraglos ins Recht gesetzten Zustand zurückgeführt werden kann. Wie immer man es anstellt: im Bild und im Wort trifft man sich wieder. Aber man trifft sich wieder an einem verschiebbaren Ort, der einerseits ein Nicht-Ort ist und andererseits den Ort – nach wie vor ganz legitim – vertreten können muß.

Eine solche Verschiebung ist nicht nur mit der Repräsentation verbunden, sondern auch mit der Prozessualität als solcher. Sie gilt für Hegels doppelte „Negation der Negation“ gleichermaßen, die ja keineswegs an den Ausgangspunkt zurückführt und die alte Unmittelbarkeit nicht wiederherstellt. In der Negation und auch in der doppelten Negation verschiebt sich etwas, doch wohin gelangt man mit ihr: an den wirklichen Ort oder vielleicht doch wieder nur an einen ihn stellvertretenden Nicht-Ort? Das hängt davon ab, was man mit der Negation ausrichten kann und ob die „Negation der Negation“ realitätsentsprechender ist als ihre einfache Form. Vergleicht man damit ist die ältere Figur der Repräsentation, so ist diese durchweg positiv gedacht und in irgendeinem Sinne auch hoffnungsträchtiger. Man kann hier nicht so weit gehen, den Repräsentierenden und den Repräsentierten voneinander zu trennen und gegeneinander auszuspielen. Im Negieren wie im Repräsentieren aber ist mit der Verschiebung ein Verlust verbunden, der von der Seite des ersten Ausgangspunktes her gar nicht ohne weiteres einleuchtend ist. Doch wer schätzt schon das Unmittelbare, nachdem es zum Abfall von ihm gekommen ist? Oft genug führt erst die ohnmächtige Erfahrung, daß „alles verloren ist“, zur befreienden Einsicht, daß „nichts verloren ist“ Das Erste, Anfängliche, Unverlierbare ist gar nicht aus der Welt zu schaffen, ohne daß diese zusammenbricht.

Um hier den Gedanken des Prozesses wieder aufzunehmen, der, wie immer gefaßt und verstanden, nicht aufhört nach allen Seiten zu spielen. Die Nichtmehrwiederkehr in der Wiederkehr gilt in einer „fließenden Welt“ auf allen Ebenen. Sie wird auch bestimmend für Aufbruch und Rückkehr in Zeit und Raum, wiewohl hier der Schein des „Gleichen“ hartnäckig ist. Kierkegaard spielt das in seinem Experiment „Die Wiederholung“ durch und kommt zu dem Ergebnis, daß eine solche nicht möglich ist, wiewohl es doch dieselbe Stadt ist, in die er zu-

rückkehrt. „Wiederkehr“ im Kontext der Zeit und des Raumes hat zwar *auch*, aber *nicht nur* mit einer „ewigen Wiederkehr des Gleichen“ (Nietzsche) zu tun. Strukturiert ablaufende und auf Dauer gestellte Prozesse sind auf ein perseverierendes Moment notwendig angewiesen. Aber wenn auch *das Ganze* noch prozessual zu denken ist, laufen Entfernung und Annäherung in sich selbst zurück und man findet sich wieder im Verlorenen. Die Sprache wahrt den Doppelsinn (z. B. im „Ent-fernen“ = Ferne wegnehmen) und versucht der in sich gegenläufigen Bewegungsform gerecht zu werden. Der Weg hinauf und hinab ist ein und derselbe und gerade und krumme Wege verbinden sich, sagt Heraklit. All das geht aber nur zusammen im eigenen „Ort“. Wenn auch das „hin zu“ oder das „weg von“ zunächst einseitig den Ton angibt, führen die beiden Tendenzen doch nicht heraus aus dem Ort, an dem man ist und den man auch gar nicht verlassen kann; man nimmt sich selber immer mit. Und doch kommt man, die Wege durchlaufend, auch bei sich selber anderswo an. Der Ort ist eine Bleibe, aber kein Verweilen. Nicht alles ist dabei im Lot, so daß die schmerzliche Ungewißheit des „weg von“ und des „hin zu“ nicht überwunden werden kann.

Um von da aus die leitende Frage wieder aufzunehmen: In alledem ist die Metaphorik nicht nur komplexer und volltöniger, sondern auch präziser und resonanzfähiger als der Begriff. Eine dem Rechnung tragende Logik verlangt den Mut zur umwendigen Spirale. Hier greift das Geschehen der Münze: Alles was ausgelöst und so oder anders ausgemünzt wird, muß auch wieder eingelöst bzw. eingeschmolzen werden. Dem entsprechend haben die Münzen zwei Prägeseiten, und d. h. sie stehen für Verschiedenes und Inkommensurables auf eine Weise, die sich in ihnen verbunden hat.

## 9. Die Frage nach dem Absoluten und seinem Verhältnis zum Relativen

Ontologisch gewendet, ist die leitende Frage bei dem bisher Erörterten: Wie verhält sich das Relative zum Absoluten, und wie bildet sich dieses in jenem ab? Absolutes und Relatives sind Korrelate, die sich in verschiedenen Welten auf unterschiedliche Weise geltend machen können, in jedem Falle aber in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden müssen. Dessen prozessualer Verlauf bestätigt auch noch in der Widerlegung seine Anfangsprämissen. Die in sich gegenläufige Bewegung beweist, was für ein Geist in das Gehäuse eines Denkens und Handelns eingezogen ist.

Entsprechend der sowohl konstituierenden als auch dekonstituierenden Doppelbewegung steht die „Reflexion“ als philosophischer Terminus wie als Spiegelmetapher *ineins* für das Relative *und* für das Absolute, für Vergegenständlichung *und* Entgegenständlichung, für Konstitution *und* Dekonstitution, für Realisierung *und* Derealisierung, für Täuschen *und* Ent-Täuschen. In diesem spannungsvollen Einbegreifen der je anderen Seite liegt der Grund dafür, daß ein so bewegtes Denken das Absolute nicht fassen, sich aber auch nicht von ihm lossagen kann. Ein solches gebrochenes Verhältnis erscheint zwiespältig und kann, wenn es begrifflich bestimmt wird, auch nicht anders als paradox ausgesagt werden. Aber auch die paradox gefaßten Bestimmungen bleiben nicht einfach stehen und lösen sich in einer Prozessualität neuer Stufe wieder auf. So kommt auch die Logik selbst jenseits des ‘torlosen Tors’ paradoxer Redeweisen wieder ins Freie.

Hinsichtlich der leitenden Denkformen und Ontologien geht das aber nicht so einfach, als ob es nur darauf ankäme, die obersten Titel auszutauschen und anstatt vom „Sein“ vom „Werden“ zu reden, statische Ding- und Substanzvorstellungen zu vermeiden und durch Prozeßkategorien und Relationsbegriffe zu ersetzen. Es handelt sich hier ja um keine Alternativen. Beide Kategoriensätze bedürfen einer Neudefinition, sollen sie kompatibel sein und miteinander verbunden werden können. Mit anderen Worten muß „Werden“ und „Sein“ so gefaßt werden können, daß beides sich nicht mehr negiert und gleichwohl vom möglichen Widerstreit und einer möglichen Alternativität nicht abgesehen zu werden braucht.

Mit der konstitutiv mehrseitigen Hinsicht verbindet sich eine Revision der alten, in der Gnosis und in den Erlösungsreligionen hervorgekehrten Problematik „zweier Welten“. Daß es verschiedene, auf unterschiedlichen Nennern errichtete und sich verschieden auswirkende Welten gibt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Bezüglich der Erfahrung gibt es hier eine echte Alternativität des – zumindest einseitigen – Sichausschließens. Man kann nicht zugleich festhalten und loslassen wollen. Und doch wäre es fatal, wenn man die Handlungstendenzen und ihre Welten lediglich in Opposition zueinander stellt und sich in der Folge dieser Entgegensetzung in die eine oder andere hineinverstrickt. Man muß auch entgegensetzen; doch solange nur entgegengesetzt wird, kann alles (nicht nur das Materielle, sondern auch und mehr noch das sich davon befreien wollende Religiöse) Bindung bedeuten und in eine auf geistiger Ebene vielleicht noch schwieriger aufzulösende Verstrickung hineinführen. Nichts ist vor seiner möglichen Perversion geschützt. Die religiösen Dramen sind nicht weniger grausam als die materiell geführten Kriege, und oft genug lösen die einen die anderen aus.

Um hier weiterzukommen, bedarf es einer Klärung der auf allen Ebenen und in allen Sachlagen miteinander konkurrierenden Leitvorstellungen von „Leben“ und „Tod“. Das erste Anliegen der Menschheit war nicht so sehr die Frage der Todesüberwindung als vielmehr die Frage, was sich auf dem Nenner des Todes alles ausrichten und bewerkstelligen läßt. Herrschaften und ganze Kulturen ließen sich viel leichter auf dem Nenner des Todes errichten als auf dem des Lebens. Man kann aus dem Lebendigen wie aus dem Toten Kapital schlagen und am meisten daraus, daß man beides miteinander verkoppelt und den „lebendigen Leichnam“ kultiviert. Um klarer zu sehen, wäre auch hier eine weniger trennende und weniger verquickende Betrachtungsweise angebracht. Auch wenn das Lebendige und das Tote zweierlei ist, was sich nicht ohne weiteres verträgt, muß doch davon ausgegangen werden, daß beides sich in *einer* Lebenswirklichkeit *hautnah berührt*. Der lebendige Leib und die Lebenswelt bricht durch ihre Abspaltungen und Zerstückelungen nicht auseinander. Man kann die Teile aber auch zusammenschweißen zum Block des „Alles ist gleich“, „Alles war“ (Nietzsche).

Verallgemeinert gesagt, verlangt das Thema der „Verkehrung“ und was mit ihm religiös, erkenntnistheoretisch und ethisch in Zusammenhang steht, eine Verhältnisbestimmung, die positive und negative Aspekte nicht trennt. Wenn man das eine in andern finden kann heißt das aber nicht, daß beides ein austauschbares *quid pro quo* wäre. Die Rede von einer „Verkehrung“ kann neutral gemeint oder moralisch aufgeladen sein. In jedem Falle aber stellt sich mit ihr ein sowohl theoretisches als auch praktisch zu lösendes Problem. Der Tatbestand „verkehrter“ Welten und Zustände kann nicht geleugnet werden, man darf ihn aber auch nicht verabsolutieren. Er tritt an allen Stellen auf. Wie aber soll man dann die verschiedenen Modalitäten in ein Verhältnis zueinander setzen? Man kann auf die Rede von „gut“ und „schlecht“ bzw. „böse“ nicht verzichten, darf aber auch keinen Wertgegensatz daraus konstruieren und reine Verhältnisse schaffen wollen. Das Gegebensein von „verkehrten Zuständen“ und „verkehrten Welten“ zeugt von keinem Mangel am Sein. Man kann mit ihnen einen Vorzug verbinden, wenn man sie unter dem Aspekt einer möglichen Vervollkommnungsfähigkeit betrachtet. Das Ganze spitzt sich zu, wenn man die Verkehrung unter dem Aspekt der freien Wahl betrachtet. Muß die Freiheit Gegenwelten ins Werk setzen und ihre eigene Abgründigkeit erfahren, um einen vollen Begriff von sich haben zu können? Gehört zur Erkenntnis der Sündenfall notwendig dazu? Und wenn man sagt, daß „verkehrte Welten“ zum Lernen gut sind, oder zur Spiegelung und Selbstkonfrontation, muß das nicht heißen, daß Lernen und Selbstkonfrontation ohne den Durchgang durch eine Verkehrung gar nicht möglich wäre.

Wie aber hängt, verallgemeinert gesprochen, der „ordo“ und der „ordo inversus“ (Novalis) zusammen? Man kann geradezu davon ausgehen, daß der „ordo“ selber sei ein „ordo inversus“ ist. Aber deshalb kann man beide doch nicht einfach gleichsetzen und Ordnung überhaupt vergötzen oder verteufeln. Was aber folgt daraus, daß man die „wahre Ordnung“ und die „verkehrte Ordnung“ weder ineinssetzen noch voneinander trennen kann? Eine analoge Problematik stellt sich für Nietzsche bezüglich des Verhältnisses von „Wahrheit“ und

„Falschheit“ bzw. „Lüge“. Wie ist es möglich, beides auseinanderzuhalten und doch nicht als getrennt zu betrachten, nicht antithetisch zu verfahren, aber eine Unterscheidbarkeit von beidem auch nicht überhaupt zu verwerfen? Weder das Beharren auf Wirklichkeit und Wahrheit noch der Rückzug auf Illusionismus und Fiktion genügt.

An zentralen Weichenstellungen dieser Art ist ein Denken in Alternativen besonders schwer zu überwinden. Und doch muß man, um derartige Verhältnisse angemessen behandeln zu können, *gleichzeitig* von Alternativität (einem *wirklichen Sichausschließen*) und Nichtalternativität (einer *innigen Verbundenheit*) ausgehen. Die logische Figur der „Disjunktivität“ führt hier weiter. Sie beharrt nicht, wie die Logik der Alternativen, auf Getrenntheit und/oder Gleichsetzbarkeit und nimmt sowohl den Gesichtspunkt der Alternativität als auch den der Nicht-alternativität in sich auf. Was sich disjunktiv zueinander verhält, ist Eins-sein im Zwei-sein, und umgekehrt. Und was via disjunctionis geschieden ist und sich deshalb umso inniger berühren kann, wahrt sein „Anfänglichsein im Zwischen“ und läßt sich weder auf die eine noch auf die andere Seite schlagen.

## 10. Das Erfordernis eines Denkens in Prozeßkategorien

Dem Denken der Disjunktion kommt ein Denken in Prozeßkategorien entgegen. Was im Prozeß ist, ist weder ‘Eins’ noch ‘Zwei’ noch ‘Drei’ und gleichzeitig ‘Eins’ und ‘Zwei’ und ‘Drei’. Wie aber ist eine vom Prozeß her betrachtete Sachlage beschaffen, wenn es hier keine Fixpunkte: kein mit sich fraglos Einiges, keine immer nur zwieträchtige Zweierheit und auch kein übergeordnetes Drittes zur Auflösung eines Widerspruchs mehr gibt? Erst unter den logisch veränderten Voraussetzungen eines konsequent prozeßorientierten Denkens lassen sich Themen wie z. B. das der „unendlichen Annäherung“ sinnvoll angehen. Vor dem Hintergrund rein prozessualer Verhältnisse gedacht läßt sich eine solche Perspektive nicht als Rückfall in „schlechte Unendlichkeit“ oder als einen Dualismus im Gebrauch von (geltenden) „Ideen“ contra (empirische) „Realität“ diskreditieren. Was „unendliche Annäherung“ ist und sein kann, muß sich so fassen lassen, daß das endliche und das unendliche Moment sich in ihr nicht widerstreiten. Man kann im Sinne dieser Verbindung argumentieren, daß mit der Verendlichung zwangsläufig die Schaffung einer Unendlichkeitsperspektive einhergeht, und umgekehrt. Ein gleichgewichtigeres Symbol für das Verhältnis von unendlichen und endlichen Faktoren wäre die Doppelspirale, die sowohl in horizontal als auch in vertikal ausgerichteter Achse verläuft. Daraus resultiert das platonische Chi (‘X’) bzw. der Quaternar, symbolisch verdichtet im glückbringenden vierblättrigen Kleeblatt.

Mit dem Prozeßdenken verbunden ist das Denken einer nicht mehr hintergehbaren „Differenz“. Wenn Prozesse als solche differential sind und vermöge dessen auch allererst einheitsbildend werden können, ist zu fragen, in welchem Sinne von einer beides ineins fassenden „absoluten Einheit in der Form einer Differenz“ gesprochen werden kann. Eine solche läßt sich nicht mehr behandeln wie ein vermeintlicher „absoluter Gegensatz“. Wenn eine Differenz absolut ist und d. h. bis an die Wurzel reicht, läßt Gleiches sich nicht von einem Gegensatz sagen, der einen gemeinsamen Vergleichshorizont hat und in den Bereich des Relativen verweist. Von einem Gegensatz überhaupt, im absoluten Sinn des Worts, kann nicht die Rede sein; es gibt keinen Kontext, in dem ein solcher sich darstellen ließe. Was ist, kann nicht überhaupt in Widerspruch zueinander und zu sich selber sein. Wenn es nur *ein* Absolutes gibt, und zwar in der Form *vieler* Absoluta, müssen diese unerachtet ihrer Konkurrenz miteinander verträglich sein, so daß das Ganze nicht zerfällt und auch nicht durch ein von außen auferlegtes Treugesetz zusammengeschweißt werden muß.

Die Frage weist zurück auf das Problem der Freiheit. Freiheit ist Freiheit zu allem, aber muß sie notwendig den Widerspruch einschließen bzw. manifestieren, um überhaupt solche sein zu können? Hier ist man geneigt zu sagen: in einem Sinne ja, in anderem Sinne nein. Wenn die

Freiheit absolut ist – und ein anderer Freiheitsbegriff läßt sich nicht denken – empfiehlt es sich, von der Kategorie des Absoluten selbst auszugehen und sie im Sinne einer Pluralität von freien Subjekten mehrseitig zu zentrieren. Nur wenn man das Absolute so faßt, ist es kein abstrakter Seinsbegriff mehr, aller Bestimmung bar und insofern nicht mehr als ein „Nichts“. Das Absolute selbst ist eine Beziehungskategorie, zu deren Fassung und Auslegung der einseitig akzentuierende Wortsinn „abgelöst sein“ nicht hinreicht. Das Abgelöstsein im Sinne einer Beziehungsmodalität muß immer auch von der anderen Seite des Nicht-Abgelöstseins her betrachtet werden. Nur so läßt sich vermeiden, daß die Kategorie des Absoluten via negationis im Ungefähren belassen oder aber wider besseres Wissen bestimmt wird. Im einen Fall gelangt man auf die Denkwege der „negativen Theologie“, im anderen präntendiert man ein „System des Absoluten“.

Eine erfolversprechendere Behandlung kann sich am Begriff der „All-Einheit“ orientieren, dem gemäß absolut ist, was „nichts außer sich hat“. Aber gerade weil es für das Absolute im Sinne des All-Einen kein Außerhalb gibt, muß es im Plural gedacht werden und kann nicht allein unter dem Aspekt der Einheit betrachtet werden. Im Sinne der All-Einheit bzw. des All-Einen kann es nur *eine* Wirklichkeit geben, doch ist diese beschaffen, daß sie der Pluralität der Subjekte und ihrer sei es individuellen, sei es kollektiven Welten nicht widerspricht. Ein solches „Ein Zusammen ohne ein Außerhalb“ ist gewährleistet unter der Bedingung, daß alle hier gegebenen Differenzen in einem noch näher zu bestimmenden Sinn *interne* Differenzen bleiben und als solche nicht sprengend werden für das Ganze. Das heißt, daß auch und gerade die „absolute Differenz“, wie sie im Subjektsein als solchem und in der Einmaligkeit der Individualität gegeben ist, verträglich ist und keine trennende und aufteilende Dynamik mit ihr verbunden sein muß.

Daraus lassen sich Folgerungen bezüglich der Behandlung des Gegensatzes ziehen. Auch wenn man sich in Form von Gegensätzen ‘auseinander setzt’, gibt es dafür kein Außerhalb, in dem das Entgegengesetzte sich getrennt voneinander behaupten könnte. Auch mit Gegensatzbildungen wird somit immer nur eine interne Problematik ausgetragen, die mit dem komplementären Gesichtspunkt der Spiegel-Gleichheit vereinbar ist. Überlegungen dieser Art präzisieren die Rede von einem Gegensatz und schränken einen solchen auf sich selbst abgrenzende Bereiche mit nur relativer Geltung ein. Gegensätze können nur relativ und nicht absolut sein. Weder im Absoluten selbst noch in den Bereichen des Relativen kann es ein unversöhnliche Gegensätze geben. Aus demselben Grunde können diese auch nicht sprengend werden für das Ganze. Gegensätze drücken sich in Welten unterschiedlicher Konstitutionsprinzipien aus. Aber auch die „verkehrten Welten“ sind noch in die *eine* Wirklichkeit einbegriffen und fallen nicht in jeder Hinsicht aus ihr heraus. Dies verbietet alle dualistischen Konstruktionen, das Getrennthalten von Himmel und Hölle und auch die Rede von einer ewigen Verdammnis.

Ein Gegensatzdenken kann immer nur ‘relativ’ sein und d. h. mit Beziehungsgrößen operieren, die grundsätzlich nicht in Antithesen zerfallen und auf getrennte Bereiche verteilt werden können. Und doch muß an dieser Stelle ein Unterschied zwischen (formaler) „Differenz“ und (inhaltlich bestimmtem) „Gegensatz“ markiert werden. Formale Differenzen sind durchgängig, während Gegensätze sich immer nur auf bestimmte Aspekte beziehen können. Im Unterschied zum nicht ausgrenzenden, absolut-relativen Denken der Differenz wird im Gegensatzdenken etwas abgetrennt und außer sich gesetzt. Die selbstabgrenzende Selbstbehauptung grenzt das „Außen“ eines anderen Bereichs von sich ab, das es im Absoluten so gar nicht gibt.

Für das Abgrenzen gibt es Medien, die es erlauben. So wird aus der räumlichen Ausdehnung (Mächtigkeit) über die Raumvorstellung unter der Hand ein Außereinander und Nebeneinander getrennter Plätze und Bereiche gemacht. Das Hineintragen des Gegensatzes in die Zeit bedingt die Fraktionierung der Zeit und die Abspaltung eines Vergangenen, das sich nicht mehr auf den lebendigen Fluß des Gegenwärtigseins einläßt und störend auf ihn zurückwirkt. Gleiches gilt für die zerteilte Körperwelt. Das ist hier aber nur die eine Seite. Zeit, Raum und

Körper können aus dem Gegensätzlichen auch wieder ein Integral machen und die Dinge zusammenführen. Ein solches Zusammen-sein des gegensätzlich Geprägten ist schon dadurch gewährleistet, daß auch hier das Prinzip der Rückwirkung-auf-sich gilt und jede Seite, auf sich zurückgeworfen, wieder bei sich ankommen muß. Es gibt zu jeder Gegensatzbildung immer auch den inversen Prozeß, und auch er verkörpert sich wieder in Raum und Zeit.

Die Gegensatzbildung ist somit auf zeit-räumliche und physische Bedingungen angewiesen, die eine getrennte und trennende Selbstbehauptung zwar möglich machen, aber nicht auf Dauer stellen können. Sie gewährleisten auch, daß in der zeit-räumlichen Selbstabschließung, sobald diese als ein in sich rückläufiger Vorgang eingesehen wird, die je andere Seite geöffnet bleibt und sich auch im getrennt Gehaltenen wieder öffnen muß. Auf Gegensatzstrukturen aufgebaute freie Welten kommen deshalb über den Vorsatz: Gegen-Welten zu sein, nicht hinaus und d. h., ihre Realisierung steht *nicht nur* unter selbsteinschränkenden, sondern zugleich auch unter selbstfrustrierenden und das jeweilige Ganze wieder öffnenden Bedingungen.

„Gegen-Welten“ können aus diesem Grunde immer nur „sekundäre Welten“ sein, die auch ihre eigenen Potentiale von der durch sie ausgeschlossenen „anderen Seite“ beziehen müssen. Sie können ihre Quellgründe nicht selber verbürgen und kommen über einen parasitären Status nicht hinaus. Im Wirklichen selbst gibt es weder die Möglichkeit zur Abgrenzung noch ein Festhalten der Gegen-Stellung. Es gibt hier immer nur die Dynamik des „Hier und Dort“ bzw. des „Innen und Außen“. Dem wird das in sich gegenläufige Schema der Implikation/Explikation gerecht. Wenn das Manifestierte (sich Explizierende) hier sich notwendig auf ein Nichtmanifestiertes (implizit Bleibendes) bezieht, lassen sich Implikation und Explikation gar nicht voneinander trennen. In einem solchen Grundvorgang gibt es keine Möglichkeit zur Grenzziehung mehr, wohl aber eine nicht aufhebbare Zwei-seitigkeit der in ihn involvierten Sachverhalte. Auch die Entgegensetzung muß sich noch in diesem Grundvorgang bequemen. Das heißt, daß auch die (explizite) Auseinandersetzung noch zu einer (impliziten) Zusammenführung wird.

Dieselbe Einschränkung gilt für die Bildung von Alternativen. Zwar gerät man mit der selbsteinschränkenden Selbstabgrenzung fast zwangsläufig in sich ausschließende Alternativen, die aber genau besehen nicht entscheidbar sind und sich in Wirklichkeit auch gar nicht festschreiben lassen. Entweder wird ein Vorgang reintegrierend, oder er verflacht in der endlosen Wiederkehr des Gleichen, höhlt sich aus und muß sich schließlich in sich erschöpfen. Prominentes Beispiel für eine solche Alternativität ist der religionsgeschichtliche Kampf zwischen Monismen und Dualismen bzw. Pluralismen, der endlos fortführbar ist und doch nichts fruchtet. Erst eine Betrachtung auf der Metaebene der Verlaufsanalysen kann hier eines Besseren belehren.

Die immerwährende Pendelbewegung und die 'ewige Wiederkehr des Gleichen' beweisen die Vergeblichkeit dieses Kampfes und führt schließlich zur Einsicht, daß, was „Eins“ ist und was „Zwei“, sich in einer pluralen Subjekt-Wirklichkeit gar nicht gegeneinander ausspielen läßt. Ein Gegenargument könnte hier nur sein, daß das Tote es leichter hat zu überdauern als das Lebendige selbst. Aber auch wenn ein Verfestigtes härter ist als das Fließende und der Stein dem Wasser trotz, kann das nicht ewig dauern.

## 11. Zur logischen Behandlung der Kategorie der „Differenz“

Analoge Überlegungen betreffen die formale Kategorie der „Differenz“. Von Differenz kann nicht univok und d. h. nur in einem Sinne gesprochen werden. Die Differenz von Sein und Seiendem, von Welt und Wirklichkeit, von Wort und Sache, von Subjekt und Objekt, von Ich und Du ist je anders zu bestimmen, und es fragt sich, ob *eine* Kategorie überhaupt ausreicht, um alle hiewr gegebenen Verhältnisse gleichermaßen beschreiben und in ihrem Wesentlichen kennzeichnen zu können. Es empfiehlt sich auch hier, vom mehrfachen Sinn auszugehen und den überverallgemeinernden Äquivokationen zu wehren.

(Unaufhebbare) Differenz geht über den (bestimmbaren) Unterschied und über den (relativen) Gegensatz hinaus, aber nicht so weit hinaus wie der noch weiterreichende Begriff der Disjunktion. Im Vergleich zum gegenständlich bestimmbaren „Unterschied“ ist in die „Differenz“ das zeitliche bzw. prozessuale Moment ausdrücklich mit hereingenommen, das auch im ‘fixierbaren’ „Gegensatz“ noch ausgeschlossen wird und in der ‘stehenden’ Disjunktion noch keine Rolle spielt. Wenn „Differenz“ prozessual gedacht werden muß im Sinne einer *Differenzbildung*, kann diese auch wieder zurückgenommen werden, und unterschiedlich kann dabei die Richtungnahme sein. So lange unterscheidet sich die logische Behandlung der Differenz noch nicht von der des Gegensatzes. Beides kann alternativ oder konjunktiv verstanden und in Richtung auf den bestimmten Unterschied oder auf die ausschließende Alternative hin weiterentwickelt werden. Beides läßt sich aber auch, gegenläufig dazu, auf eine Indifferenz des Unterschiedenen und auf die paradoxe Koexistenz des Gegensätzlichen hin entwickeln.

In der ersten Richtung handelt es sich um ein unterscheidendes Bestimmen und um das Infra-gestellen eines behaupteten Unterschieds. In der zweiten Richtung auf die Koexistenz des Gegensätzlichen hin hat Markierung einer nicht mehr zu überbrückenden Differenz die Funktion eines Anstoßens, Freisetzens und Bewußtmachens. Im einen Fall kommt es zur Suche nach Zusammenhang und Gleichheit, im anderen zur Anerkennung von radikaler (von der Wurzel her gegebener) Andersheit. Und doch läuft auch bei unterschiedlichem Richtungssinn das Ganze letztlich wieder auf dasselbe hinaus. Aus dem bestimmt-bestimmbaren Unterschied wird ein verschwindender Unterschied, aus der paradoxen Koexistenz ein Friedensschluß. Grundlage für beides ist eine sich bestimmende und in der Bestimmung gleichwohl unbestimmbar bleibende Beziehungswirklichkeit. In beiden Fällen handelt es sich um Formen der Spiegelung und Rückspiegelung im Doppelspiegel eines „Ich“ und „Du“. In dieser Grundbeziehung gelten alle gemachten Annahmen zugleich und lassen sich auch nicht mehr gegeneinander ausspielen. „Ich bin Ich“ *und* „Ich bin Du“. Beide sind füreinander Ding und Nicht-Ding, ein Widerspruch der sich in sich selber bricht ...

## 12. Zum Verhältnis von Disjunktion und Freiheit

Angesichts der theoretisch und praktisch immer noch vorherrschenden Tendenz zur Übermächtigung und Gleichschaltung kann die auf Beziehungen bezogene Einsicht nur wachsen durch die Aufrichtung einer Disjunktion. Was eine Weile notwendig erscheint: Unterschiede zu machen und sie zu fixieren oder zu bestreiten, Alternativen zu bilden um sich darin auszudrücken und zu verlieren, Gegensätze aufzustellen und an ihnen zu zerbrechen, sind Schritte eines ‘langen Weges’ und auf einem solchen auch gar nicht verzichtbar. Aber sie verlaufen gegenläufig oder zumindest umwegig zum Realisieren der Disjunktion, die in Wirklichkeit immer schon gegeben ist. Die Realisierung der Disjunktion weist einen ‘kurzen Weg’. Lange Wege sind dazu da, etwas abzuarbeiten, was das Bewußtsein gefangen hält. Sie sind nicht dazu geeignet etwas aufzubauen, was bleibt und wirklich weiterführt. Der doppelten Richtungnahme entspricht ein je anderer Verlauf der mit der differentiellen Tätigkeit verbundenen Prozesse, und auch das Ergebnis ist verschieden. Kurz gesagt: Der alternativenbildende Gebrauch von Differenzen führt zunächst einmal zur petrifizierenden Feststellung, Verdinglichung und Fetischisierung, während der nicht-alternativenbildende Gebrauch verbindende Prozesse induziert, in denen das Erstarrte sich auf neuer Ebene wieder verflüssigt und in die lebendige Beziehung eingeschmolzen wird.

Die Zweiseitigkeit und innere Gegenwendigkeit der möglichen Richtungnahmen erlaubt aber auch einen Blick auf ihr Gemeinsames: die Prozessualität als solche, die nichts ‘regiert’ und doch nach allen Seiten hin zum ausschlaggebenden Faktor wird. Man könnte also auch, wie Heraklit, mit der Prozessualität als solcher einsetzen und die theoretischen und praktischen Konsequenzen aus ihr ziehen. Doch ist ein solches Denken ungewohnt, weil es die Tendenz

auf ein Bestimmtes unterminiert. Platon vergleicht Heraklit mit einem Zitterrochen, der nach allen Seiten hin Schläge austeilt. Solche müssen aber nicht tödlich sein. Vielmehr können im Sinn des kurzen Weges andere Konsequenzen daraus gezogen werden. Für die übergeordneten Aspekte der Prozessualität lautet der Schlüsselsatz: Wenn alles im Prozeß ist, kann es keinen Stillstand geben. Es gilt also das Prinzip: non progredi est regredi; non elevari est labi (Franz von Baader). Wenn es nichts dazwischen gibt, sind alle Illusionen wie mit einem Schläge weggewischt. Aus dem konjunktiven Gebrauch von Differenzen wird wie von selbst eine unendliche Progression und aus dem alternativenbildenden Gebrauch eine endlosen Digression. Im einen Fall wird die Bewegung zentripetal und d. h. sie führt ins Zentrum, im anderen wird sie zentrifugal und zerstreud. Aber das ist auch nur die eine Seite des Sachverhalts. Man kann zwar endlos ausweichen und in der Zerstreung verharren, und doch ist auch in der zentrifugalen Bewegung, in der alles verloren ist, nichts verloren, weil nichts was ist zu Nichts werden kann. Alle Dinge können aus ihren Schief lagen und Verstrickungen auch wieder herauskommen. Auch eine endlose Digression fängt sich wieder in der Spirale der Wiederkehr und kann innerwerden, daß mit ihrer Bejahung etwas Neues gewonnen wird.

Vor diesem Hintergrund kann die Rede von einem „absoluten Gegensatz“ bzw. einem Gegensätzlichen im Absoluten selbst noch einmal aufgenommen und an die richtige Stelle gerückt werden. Wenn man die Gegensatzbildung analog zur Differenzbildung setzt und konsequent prozessual – und das heißt immer auch temporal – begreift, gleich ob sie sich als festschreibend oder als selbstrelativierend versteht, ist deutlich, daß man immer nur von relativen, bedingten und das heißt auch zeitlich eingeschränkten Gegensatzbildungen ausgehen kann. Unter dem Gesichtspunkt der Zeitlichkeit bzw. Prozessualität müßte dann auch für das mit „absolutem Gegensatz“ Gemeinte ein präziserer Ausdruck gefunden werden können. Gemeint könnte mit einem absoluten, nicht mehr vermittelbaren und auch nicht aus der Welt zu schaffenden Gegensatz letztlich nur das Verhältnis von Freiheit und anderer Freiheit sein. Freiheit ist in der Tat absolut, oder sie ist gar nicht. Und Freiheiten können auch im Gegensatz zueinander stehen. Aber sie müssen nicht so gestellt sein und halten eine Gegenstellung auch nur für Zeiten durch, weil und indem sie sich dadurch zu Unfreiheiten machen. Es bleibt immer eine Abhängigkeit von etwas, was nicht im Gegensatz steht. Der Widerstreit einer Freiheit mit anderer Freiheit wird deshalb auch irgendwann ein Ende finden. Gleiches gilt für den Widerstreit der Freiheit mit sich selbst, wenn und indem sie auf ihre eigene Negativität gestoßen wird.

Wie verhält sich unter dieser Voraussetzung Negativität und Selbstaffirmation zueinander? Nishida spricht in Anlehnung an Hegel von durchgängiger Negativität, in Abgrenzung von ihm aber auch von einer selbstwidersprüchlich-selbstdentischen Beziehung. Das weist darauf hin, daß die Freiheit im Durchgang durch den Widerspruch bei der Bejahung ankommt und nicht in der Negativität hängenbleiben muß. In welcher Form aber kann die selbstverneinend-selbstbejahende Freiheit ihren eigenen Prozeß des Zu-sich-findens inszenieren? In herkömmlicher religiöser Sprache ausgedrückt, ist damit die „Kluft“ und der „Bruch“, das „Schisma“ und der „Fall“ im Absoluten selbst einbegriffen. Das kann keine hinreichende Antwort sein, und auf die Frage, warum das so eingetreten ist, erhält man keine Antwort; man muß das Faktum hinnehmen und sich damit abfinden, daß es so ist. Der damit gemachte Schritt kann der Bewußtwerdung dienen, aber auch dem Vergessen, und was am wahrscheinlichsten ist: beidem zugleich.

### 13. Zum Verhältnis von (fraktionierter) Zeit und (integraler) Überzeit

Die im gegenwärtigen Zusammenhang mehr interessierende Frage ist, warum ein so tiefgreifender, mit Freiheit verbundener Vorgang gleichwohl nicht sprengend wird für das Ganze. Um zu zeigen, daß und warum eine Freiheit in *allen* Bereichen und unter *allen* Bedingungen

nicht nur selbstbestätigend, sondern auch selbstrelativierend ist, ist wiederum das newtonische Prinzip von „Wirkung = Gegenwirkung“ in Anschlag zu bringen. Es gilt gleichermaßen für freie und für unfreie Prozesse und unter positivem wie unter negativem Vorzeichen. Unter dem quantitativen Aspekt betrachtet lautet das Prinzip: Nach dem Maß der Wirkung bestimmt sich das Maß der Gegenwirkung.<sup>1</sup> Als universelles Gesetz der Rückwirkung ausgedrückt besagt es: Alle Prozesse wirken sich stets in beiden Richtungen zugleich aus und d. h. sie haben bzw. finden ihren Ausgleich in sich selbst. Das gilt für alles Tun und Geschehen und gewährleistet den Bestand des Ganzen.

So weit ist das Gesetz von Wirkung und Rückwirkung symmetrisch gedacht. Es muß aber auch der Aspekt eines zeitlich gedehnten, nicht mehr symmetrischen und d. h. sich nicht alsbald wieder ausgleichenden Ablaufs mit hinzugenommen werden. Wenn das newtonische Prinzip im Sinne eines universellen Gesetzes lediglich beinhalten würde, daß alles seinen „Ausgleich sofort“ findet, gäbe es gar keinen Bedarf an Zeit, die mit dem zu tun hat, was nicht alsbald seinen Ausgleich findet und eben zum Zweck eines Aufschubs und der verzögerten Abarbeitung geschaffen worden ist. Nur für das große Ganze gilt, daß alles seinen Ausgleich sofort findet und immer im Lot ist. Als generelles Bewegungsgesetz verstanden, würde es eine Bewegung in Zeit und Raum aber gleichzeitig sistieren, es sei denn man würde sich beschränken auf den ganz anders gelagerten Begriff einer ‘stillen’ Bewegtheit-in-sich. Ein Bedarf an Zeit und asymmetrisch (ungleichgewichtig) werdender Bewegung entsteht erst durch ein Herausgehen aus sich selbst: daß etwas sich einseitig in einer bestimmten Richtung entwickeln will, oder daß etwas in eine Schiefelage gerät und sein Ausgleich aufgeschoben ist, sei es daß die Situation zu gefährlich ist, sei es um etwas lernen zu können.

Der zeitliche Ablauf hat mit Wirkungsgrößen zu tun, die sich allmählich austragen, sich auf andere Abläufe beziehen und nicht sogleich einer bilanzierenden Gegenwirkung unterliegen dürfen. In der Zeit – aber nur in ihr – gibt es den Aufschub der Gegenwirkung und des „Ausgleichs sofort“. Man kann die Zeit durch dieses verzögernde und verlangsamende Moment geradezu definieren. Und dennoch darf auch hier die Ungleichgewichtigkeit des Aufgeschobenen – das Schwergewicht und die Last der Zeit – das Ganze nicht in eine Schiefelage bringen, in der es selber kippen könnte. Konkret gesagt, darf das Ganze – und auch das Einzelne – unter der Last eines unerledigten Vergangenen nicht zusammenbrechen und der Düsternis der Zukunft nicht unterliegen. Der Raub der Zeit betrifft auch die Gegenwart, die durch keine noch so lastende Vergangenheit weggenommen werden kann.

Was aber kompensiert dann die im Verhältnis der Zeiten gegebenen Ungleichgewichtigkeit, so daß sie sich nicht zerstörend auf das Ganze auswirken kann? Gewährleistet wird das Gleichgewicht des Ganzen durch die Bildung von Enklaven des Selbsteinschlusses für alles Ungleichgewichtige. Die Zeit selbst kann als eine solche Enklave des Selbsteinschlusses betrachtet werden. Gemeint ist damit, daß das Prinzip der „Rückwirkung sofort“ hier nur unter der Voraussetzung angewendet werden kann, daß es mit einem Prinzip der Einklammerung all dessen verbunden wird, was „Zeit braucht“ und nicht sofortiger Rückwirkung ausgesetzt werden kann. In diesem Sinne ist Zeit eine Gnadengabe, die man nützen kann. Der Preis dafür ist: Das Aufgeschobensein gilt nicht nur für die belastenden Rückwirkungen, sondern auch für die tragenden Rückströme an Kraft und Frucht. Was unter den Bedingungen der räuberischen Zeit ins Werk gesetzt wird, behält einen Mangel und bleibt abgeschnitten von den Quellen seiner Kraft. Was in der Zeit zählt ist auf einer toten Grundlage errichtet und bleibt, was die Lebensströme betrifft, parasitär.

Ontologisch gesprochen heißt das: Alles was sich nicht im Ganzen bewegt und bewegen kann, weil ein diesem fremdes Prinzip zur Anwendung gebracht wird (insbesondere die töten-

---

<sup>1</sup> Interessant wäre in diesem Zusammenhang die Interpretation einer Aussage von Dalai Lama: „Die Auswirkungen negativer Handlungen hängen vom Grad der Täuschung ab, dem sie entspringen.“ (Dietrichs Weisheitskalender, 18. November 2007.) Ist dieses Verhältnis proportional oder umgekehrt proportional zu denken?

de und unfrei machende Gewalt), kann auch nicht wirklich sein. Institutionentheoretisch folgt daraus, daß es sich nicht selber trägt und nur dadurch aufrechterhalten werden kann, daß es *gesetzt* und in der Folge - gleich ob aus Willen oder aus Gewohnheit – *als wirklich geglaubt* wird. Der Status aller mit der Zeit und der Geltung in ihr verbundenen Sachverhalte unterliegt dieser Einklammerung. Für alles in der Zeit Überdauernde braucht man Institutionen und auf Treu und Glauben angenommene Regulative. Aber auch andere damit verbundene Denk- und Glaubenssysteme (wie z. B.: Kriege bringen Erfolg; Opfer hilft), die sich von ihrer wirklichen Bilanzierung abgeschnitten haben, schließen sich in sich selber ab. Sie müssen sich dogmatisch verabsolutieren und mit Sanktionen versehen, um überhaupt zu gelten. In solchen Enklaven kann sich ein Wirkliches, Absolutes nicht einbringen und lebendig verkörpern. Innerhalb der Enklave kommt man über den Status einer wie immer aufgerichteten Quasi-Absolutheit nicht hinaus. Was immer hier gedacht und getan wird: es bestätigt immer nur sich selber und beweist nichts über sich selbst hinaus.

Was aber ist dann der Sinn eines solchen mit einer Klammer versehenen, in sich selber eingeschlossenen Tuns? Im Sinne des Aufschubs kann man Zeiten, Räume und auch die hier eingezogenen Ausblicke auf Transzendenz mit Verschiebebahnhöfen vergleichen. Rangierbahnhöfe haben mit Reparatur, Umkehr und Neuordnung der Züge zu tun. Was hier möglich ist folgt Regeln, die man frei wählen und auch wieder ändern kann, ohne daß das ganze Verkehrssystem in Unordnung gerät. Die Klammer des Tuns-als-ob verhindert weiteren Schaden. Anders auf dem wirklichen Bahnhof. Hier fahren die Züge ab und man weiß nicht wohin man kommt. Im Sinne eines Integrals der Ebenen, Zeiten und Räume stehen Bahnhöfe für den wirklichen Prozeß, der vor sich geht im eigenen Ort. Hier gibt es kein Als-ob mehr, keinen Aufschub und keinen Dispens.

Mit der Zeit des Aufschubs ist nicht nur Verlust verbunden, sondern auch Gewinn, und beides hat miteinander zu tun. Durch den Aufschub der unmittelbaren Rückwirkung eines Tuns (was seine Qualität und letztliche Bilanzierung betrifft) wird vieles möglich, was ohne die Möglichkeit der Zeitverschiebung gar nicht statthaben könnte, weil es, unmittelbar mit sich selber konfrontiert, verbietend auf sich zurückschlagen müßte. Dazu gehört insbesondere das Gewalthandeln und die von ihm erzeugte Kette des „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Nur durch Aufschub wird eine solche Kette möglich, und sie kann durch einen „bösen Geist“, der solches Tun nicht am eigenen Leibe spüren muß, auch endlos fortgesetzt werden. Und doch kann auch das irgendwann einmal sein Ende in sich selber finden, wenn eine leidvolle Erfahrung sich damit verbindet und ein Lernen hinzukommt, das die Logik der Gewalt einer Revision unterwirft und angesichts ihrer (nur faktisch gegebenen) Möglichkeit und gleichzeitigen (universellen) Unmöglichkeit die grundsätzliche Frage stellt: ob man im ewigen Spiel des Lebens auch weiterhin auf diese gezinkte, blutige Karte setzen will.

Zu den positiven Möglichkeiten des Aufschubs gehört aber auch der selber zu gestaltende Zeitablauf als solcher, verstanden im Sinne der Bindungen *und* Freiheitsräume. Wenn alles, was sich nicht mit den universellen Gesetzen verträgt, kraft Rückschlag-in-sich auf der Stelle verunmöglichen würde, könnte ein anderes Wirkungsprinzip als das universelle gar nicht eingeführt und erprobt werden. Die Wirklichkeit wäre kein Experimentierfeld für Freiheit. Wenn Freiheit ist, dürfen auch andere Denk- und Handlungsprinzipien zur Ausführung kommen. Eben dazu bedarf es der Zeit, denn nur in ihr gibt es einen Aufschub der unmittelbaren Gegen- bzw. Rückwirkung und damit den Anschein eines folgenlos bleibenden Tuns und Geschehens. Daß der Gang der Zeit gleichwohl nicht beliebig ist, sondern unter der Hand gemäß dem universellen Prinzip der Rückwirkung bilanziert wird, auch wenn dies erst auf lange Sicht zutage tritt, zeigen die zunächst gar nicht spürbaren Rückwirkungen und die sich erst auf lange Sicht ergebenden Konsequenzen. Wenn das Gegenwirkungsprinzip universell gilt, können auch in der Zeit solche Rückwirkungen auf lange Sicht gar nicht ausbleiben. In diesem Sinne richtet die Zeit ihre Auswüchse selber, wenn auch nicht sogleich.

Doch wann, und unter welcher Bedingung, findet auch in der Zeit alles seinen Ausgleich, wenn schon nicht „jetzt“ und „sofort“? Das geht nicht ohne eigenes Mittun. Aber weil der Mensch sich selber nicht absehen kann, gehört auch die damit verbundene Ungewißheit zum Charakter der des Lebens in der Zeit.

#### 14. Das Integral der Zeiten und des Absoluten im eigenen „Ort“

Im zeitlichen Zwischenraum (unterschieden vom nur existentiell zu erschließenden und zu vertretenden „Zwischen“ der Begegnung) ist auch das möglich, was in der göttlichen Ordnung nicht sein kann. Aufschiebende Zeit und abweichende Freiheit sind in diesem Sinne eng miteinander verbunden. Die Zeit wird so zu einem Feld mit eigenen Regeln. Der in ihr gegebene Aufschub ermöglicht das Experimentieren mit unterschiedlichen Entwürfen, Mitteln und Rahmenbedingungen, und er ermöglicht die Revision fehlgegangener Experimente durch Änderung der Ziele, Rahmenbedingungen und Mittel.

Welten des Schreckens können so entstehen, aber sie unterliegen dem Prinzip der Enklavenbildung und können sich nicht ausdehnen darüberhinaus. Die damit verbundene, sich nach zwei Seiten hin auslegende Einsicht geht dahin: Was im Zwischenraum geschieht, zeitigt seine Folgen auch nur in ihm und reicht nicht über den selber inszenierten und verwalteten Bereich hinaus. Was hier getan wird und geschieht, tangiert nicht, was außerhalb der Enklave des Selbsteinschlusses der Fall, gültig und wirklich ist. Aber auch wenn etwas vor sich her geschoben werden kann, ist das Gesetz der Rückwirkung in seiner universellen Gültigkeit dadurch nicht aufgehoben. Trotzdem ist die Stellung dazu eine andere geworden. Wenn die Folgen des eigenen Tuns auf anderer Ebene folgenlos geblieben sind, ist die damit einhergehende Hoffnung nicht mehr mit Gewissensangst, Schuldvorstellungen und Gerichtsszenarien verbunden. Dieser ganze Komplex kann nun auch mit leichterem Gemüt unter einem anderen Blickwinkel betrachtet werden. Er lastet nicht mehr, wenn im universellen Bereich der „Ausgleich sofort“ bereits erfolgt ist. Was im Zwischenraum möglich ist und geschieht, ist auf anderer Ebene *wie* nicht geschehen, weil es hier seiner alsbaldigen Rückwirkung ausgesetzt war und folgenlos blieb.

Bezüglich des Gebrauchs der Freiheit ergeben sich somit zwei unterschiedlich definierte Rahmenbedingungen. Die dem karmischen Gesetz unterliegende Freiheit ist als Freiheit in der Zeit an ihre Folgen gebunden und muß diese auch wieder abarbeiten. Die Freiheit im universellen Gebrauch wahrt die Übereinstimmung mit dem Ganzen und bleibt im karmischen Sinne folgenlos. Die Folgen des Tuns auf einer Ebene bleiben auf anderer Ebene folgenlos. Für die eigene Freiheit heißt das, daß sie zwar *auch*, aber nie *nur*, durch zeitliche Rahmenbedingungen definiert und belastet ist und in anderem Sinne davon frei bleibt. Mit anderen Worten ist der Mensch schuldig und unschuldig zugleich, und er kann wählen, von welcher der beiden Prämissen er ausgehen will. Er kann die Ebene wechseln und mit ihr die Handlungsgrundlage.

Die Rede von unterschiedlich definierten Ebenen will aber nicht besagen, als sei, was auf der einen Ebene geschieht, auf der anderen gar nicht angekommen. Ebenen sind ja nicht unabhängig voneinander; sie haben ihr Differential wie ihr Integral im „Ort“, den einer einnimmt und an dem er sich befindet. Der „Ort“ ist sowohl zeitlich als auch überzeitlich bestimmt und nimmt alles in sich auf, gleich auf welcher Ebene es spielt. Mit anderen Worten wahrt auch der zeitlich bestimmte Ort seine Absolutheit und der absolute Ort seinen zeitlichen Charakter. Aus der Koinzidenz von Absolutheit und zeitlicher Bestimmtheit lassen sich Folgerungen ziehen. Es kann so zwar etwas in der Zeit und im Bewußtsein verschoben, aber nicht aus dem Ort gerückt werden, an dem es wirklich ist. Dennoch ist der Verschiebebahnhof groß. So kann Projektion und Reflexion etwas ins Äußere verschieben oder ins Innere verlagern, zum Gegenständlichen machen oder ins Zeichenhafte erheben, ohne daß es dadurch aus seinem Ort gerückt wird. Der Ort als solcher ist mehrdimensional, im Unterschied zur Ebene, auf der et-

was inszeniert wird und spielt. Den Ort verläßt man nicht, wenn man die Ebene wechselt. Verschieben kann man etwas nicht im Ort, aber auf einer Ebene: an eine andere Stelle im Raum, in einen anderen Zeitmodus (in die Vergangenheit oder Zukunft) oder in eine symbolische Form (z. B. in Form von Glaubensannahmen). Orte hingegen nehmen alles in Zeit, Raum und Symbolik Gedachte, Gehandelte und Geschehene wieder zusammen und lassen sich nicht mit verschieben. Die Logik des Orts ist eine andere als die des Aufschubs und der Verrückung.

Dies bestimmt auch den Charakter der Zeit im ganzen. Wenn beide Logiken gleichzeitig gelten, gilt auch für das Ausgegrenzte, Aufgeschobene und nicht weiter Beachtete, daß es nur für eine Weile vom Tisch ist. Es gibt immer auch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, oder anders gesagt: Auch das Weggeschobene ist noch da und bestimmt a tergo das gegenwärtige Geschehen mit. Die Zeit ist also nie nur das, was sie vorgibt zu sein und woran man festhalten möchte. Daß die Zeiten qua Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich in ihrem Modus unterscheiden und insofern ungleichzeitig sind, tangiert nicht ihr gleichzeitiges Gegebensein im Integral des Zeitmoments, dessen Name immer nur „Jetzt“ und „Heute“ heißen kann. Die Zeit ist Differential und Integral in einem, und daß sie gleichzeitig beides ist, macht ihre komplexe Dynamik aus. Auch von dem im engeren Sinne Zeitlichen kann man sagen, daß es ineins ungleichzeitig und gleichzeitig ist. Was so beschaffen ist, ist insgesamt aus symbolischem Stoff gemacht.

Eine symbolische Dimension hat auch das Wirkliche als ein solches, nur sind seine Zeichen wirkende Kräfte und nicht nur gesetzte Marken. Ein gesetztes Zeichen braucht, um wirksam zu werden, eine Glaubensbereitschaft, die es gleichsam mit einer geliehenen Wirkungskraft auflädt. In diesem Sinne verdankt auch die Zeit sich, wie alles Wirkliche, dem *Sprechen in sie hinein*. Zugleich unterscheidet sich darin das Vergangene und das Gegenwärtige. Die Zeit im engeren Sinn der fraktionierten Zeit konserviert die Bedeutungen, die ein früheres Leben angenommen hat, und vermöge dessen bindet sie auch das gegenwärtige Leben in diese hinein. So gesehen, enthält die Vergangenheit den „Stoff des Lebens“, mit dem dieses seine Formen aufgebaut und ein Beständiges im Fließenden geschaffen hat. Aber alles, was Stoff, Zeichen und Form im Leben ist, bleibt provisorisch, wie immer es sich verfestigt hat. Ewig ist nur das Leben selbst als solches.

Eine integrale Form der Zeit, die alles umgreift: die Abfolge, den Aufschub und die Wiederkehr, ist die Zeit des Ereignisses. Ereignisse geschehen in der Zeit und beziehen sich auf deren zerstückelte Gehalte („Zeitbrocken“). Gleichzeitig gehören sie der nicht zerteilten (Über-)Zeit des universellen Feldes an. Sie geschehen in beiden Ordnungen. Ereignisse sind in diesem Sinne in einem zeitlich und wirklich bestimmt, sie sind weder bloß zeitlich noch zeitenthaben. Wie die Orte reichen sie durch alle Ebenen hindurch und kommen in allen Räumen an. Sie verbinden sich ineins mit der Zeit und mit dem universellen Netz. Im Ereignis verdichtet und manifestiert sich somit jeweils die *ganze* Zeit und ihre *ganze* Bedeutung. So verstanden ragen Ereignisse über die Zeit hinaus. Sie lösen nicht nur eine äußere, sondern auch eine innere Bewegung aus oder schließen eine solche ab. Im Sinne des Zeitintegrals verbindet sich mit ihnen etwas, was von der anderen Seite her entgegentkommt und sie als bedeutend erscheinen läßt. Aber auch was im Sinn des Ereignisses gerade geschieht läßt sich nicht absehen, und nicht was daraus wird. Ereignisse sind einschneidend und weittragend in ihren Folgen und teilen diese Unabsehbarkeit mit allen Inhalten des Feldes. Aber wie im Feld, so kann auch im Ereignis und in seinen Auswirkungen nichts geschehen, was das Gleichgewicht in Frage stellen und das Ganze zum Kippen bringen könnte. Schief lagen führen zum Stattfinden eines Ereignisses, aber sie machen seinen Sinn nicht aus.

## 15. Abschluß

Noch einmal muß die Frage aufgenommen werden: Warum wird ein so tiefgreifender Vorgang wie die Abspaltung von Zeitenklaven (ganze „Zeitwelten“, eingestreute „Zeitbrocken“ ...) nicht sprengend für das Ganze? Der Grund dafür liegt, wie gesagt, im Selbsteinschluß der Ursachen in ihre Folgen und der Folgen in ihre Ursachen. Nun gilt das Prinzip der Selbstzurechnung, wie Newtons Prinzip überhaupt, für freie und unfreie Prozesse gleichermaßen. Nicht jede Selbstzurechnung muß deshalb auch ein Selbsteinschluß im Sinne des Einschlusses in fraktionierte Eigenwelten (dem Status nach sind es „Vergangenheiten“) sein. Selbsteinschlüsse im Sinne der Enklavenbildung sind nur *eine* mögliche Folge des Gebrauchs von Freiheit, für den gilt: Was in der Enklave geschieht, zeitigt seine Folgen auch nur in ihr und reicht nicht über sich selbst hinaus. Es tangiert nicht, was außerhalb der Enklave der Fall, gültig und wirklich ist. Auf der zeitlichen Ebene angesiedelt und in materielle Hüllen eingelassen, bleiben die sich hier auswirkenden Folgen folgenlos für das Ganze. Was sich in den Stoff der Zeit eingelagert hat, reicht nicht über das ‘Gewesene’ hinaus. In diesem Sinne bildet die Zeit kein seinsselbständiges ‘Wesen’ aus, sondern immer nur Versatzstücke für ein solches. Was hier geschieht, ist auf anderer Ebene *wie* nicht geschehen und d. h. es ist hier *sofort* bewertet worden, indem es seiner alsbaldigen Rückwirkung ausgesetzt worden ist.

Aus diesem Umstand ließen sich Folgerungen ziehen. Das „wie nicht geschehen“ gilt insbesondere für den Gewalt- und Schuldzusammenhang, unter dem die Menschen leiden. Auch wenn sie den Schuld- und Strafkomplex ganz unmittelbar unter Schmerzen erleiden müssen und lange daran zu tragen haben, ist auf anderer Ebene sein der Ausgleich bereits geschehen, und zwar im selben Moment, in dem die Abweichung eingetreten ist. Das heißt: Wieviel Schuld auch immer erfahren und erlitten worden ist: auf anderer Ebene ist man nicht an sie gebunden, ja es gibt so etwas wie Schuld hier gar nicht. Befreit man sich in diesem Sinn vom *Gedanken* der Schuld, von ihrer *Selbstzuschreibung*, so ist hinsichtlich ihrer konkreten Beseitigung schon das meiste geschehen. Jeder Mensch ist in diesem Sinne schuldig und unschuldig zugleich, ohne daß die eine Aussage die andere aufhebt und aufzuheben braucht. Im eigenen Ort ist die Schuld, ihr Fortwirken im Zeitzusammenhang *und* ihre Nichtexistenz *gleichzeitig* gegeben.

Was im Zeitzusammenhang getan und verschoben werden kann, hebt das Gesetz der alsbaldigen Rückwirkung und ihres Ausgleichs auf anderer Ebene nicht auf. In Wirklichkeit aber sind diese Ebenen gar nicht getrennt, und d. h. auf allen Ebenen ist alles ist gleichzeitig. Auch für das Handeln im Zeitzusammenhang gilt, daß es die Rückwirkung unmittelbar erfährt, obwohl sie gleichzeitig aufschiebbar geworden ist. Ein jeder kann sich für die unmittelbaren Rückwirkungen auf sein Tun und den eigenen Zustand sensibilisieren, wenn dies in seinem Sinne ist. Von einem Selbsteinschluß kann deshalb nur in eingeschränktem Sinne die Rede sein; in anderem Sinne ist alles offen geblieben und kann in Wirklichkeit auch gar nichts verschlossen werden. Die Schranke liegt so letztlich immer nur im Bewußtsein und in dem von ihm geleiteten, zugeschriebenen Sinn dessen, was man erfährt und erleidet. Natürlich kann der Leidenszusammenhang lange nachhängen und hat durch die zeitlichen, seelischen und körperlichen Einbettungen sein nicht zu leugnendes Gewicht erhalten. Und trotzdem ist Sinnesänderung und d. h. ein anderes Denken *jederzeit* möglich, auch wenn das angesichts der verfilzten Denk- und Handlungskomplexe in den meisten Fällen nicht sehr wahrscheinlich ist. Bezüglich des Zeitzusammenhangs kann das dazu führen, daß das menschliche Bewußtsein in seinem seelischen Kleid und körperlichen Pendant so in sich befangen ist, daß es keinen Ausweg mehr sieht und auf einen Erlöser wartet, der verzieht. In dieser hoffnungsvoll-hoffnungslosen Situation kann zunächst nur ein *Gedanke* hilfreich werden, der sich eines anderen belehren läßt. Der befreiende Gedanke ist so umschrieben worden: Was auf der einen Ebene vor sich geht, ist auf der anderen Ebene zwar angekommen, aber wie nicht geschehen

und bedeutet hier folglich auch nichts, weil und insofern es an dieser Stelle keine Auswirkungen haben kann und hat.

Bilanziert man Vorgänge wie Differenzbildung und Gemeinschaftsbildung, Wiederholung und Wandlung usw. nur auf einer Ebene, so läßt sich die mit ihnen verbundene „Folgenlosigkeit trotz Folgen“ nicht angemessen beschreiben. Verfangen in der eigenen Verstrickung, wagt man einen solchen Gedanken auch gar nicht mehr zu denken, wiewohl er befreiend sein könnte. Verstehbar wird die „Folgenlosigkeit trotz Folgen“ nur vor dem Hintergrund verschiedener Ebenen und in Anbetracht ihrer Disjunktivität. Und doch ist hier nichts vom anderen getrennt. Einerseits schließt das einzelne Handeln sich in sich selber ein und wird ausschließlich mit sich selber behaftet (das ist der Inhalt des karmischen Prinzips). Andererseits sind damit, ob man will oder nicht, weiterreichende Ebenen und Kontexte verbunden, auf denen etwas spielt und so oder anders zur Auswirkung kommt. Man muß also das Verhältnis von „Innen“ und „Außen“ auf allen Ebenen in Anschlag bringen. Und doch gilt, daß eine jede Ebene durch das bestimmt ist, was auf ihr möglich oder nicht möglich ist.

Die Kategorie des „Orts“ ist geeignet, hier die Brücken zu schlagen. Wenn jeder in seinem eigenen Ort ist und dieser alle Ebenen in sich aufnimmt und umgreift, gibt es nichts mehr, was dazu angetan wäre, die Wirklichkeit in getrennte Welten aufzuspalten. Das integer bleibende Ganze bekommt so lediglich verschiedene „Brennpunkte“, und es kann sich unterschiedlicher „Nenner“ und „Bezugsrahmen“ bedienen. Auf keinen abgeleiteten Bezugsrahmen ist man festgelegt. Der Buddhismus geht davon aus, daß alles, was in der Zeit geschieht, ein „bedingtes Entstehen und Vergehen“ hat. Das heißt, daß das Bedingt-Bedingende durch eine interne Systemreferenz definiert ist. Bezugsrahmen, die nur das Interne regeln, definieren sich durch eine Funktionalität, die nur in ihnen greift und insofern systemimmanent bleibt. Was für das so beschränkte Quasi-Ganze gilt, totalisiert sich zwar in sich, es läßt sich aber nicht universalisieren.

Wiederum am Beispiel gesagt: Gegensatzstrukturen, die für den Bezugsrahmen „Welt“ gelten, unterscheiden sich von Strukturen, wie sie im Wirklichen selbst als solchem bzw. im Absoluten gegeben sind. Hier konnte man auch traditionell allenfalls von einer Analogie ausgehen, die allem unerachtet seiner Vergleichbarkeit ein unterschiedliches Gepräge beläßt. Ist es dann aber sinnvoll, auch bezüglich der wirklichen Sachverhalte noch von „Gegensätzen“ zu reden, ohne sich einer irreleitenden Äquivokation schuldig zu machen? Religiös hat sich das Denken in Gegensätzen, in den Himmel projiziert, katastrophal ausgewirkt. Die erbarmungslosesten Kriege sind die Religionskriege gewesen. Man muß also, um Frieden zu haben, das Gegensatzdenken auf der Erde selbst revidieren, ob man will oder nicht. Und wenn du nur wie Robinson glücklich sein kannst: „sei dir selbst eine Insel“(Buddha).<sup>2</sup>

An dieser Stelle legt sich Josef Königs Thema der „formalen Unterschiede“ nahe. Formale Unterschiede sind von außen her gar nicht sichtbare und noch weniger greifbare Unterschiede in etwas, was sich „durch nichts unterscheidet“ und dennoch „ganz und gar (toto genere) unterschieden“ ist. In formale Unterschiede kann man sich nicht hineinverstricken, und es gibt auch keine Möglichkeit, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Im formalen Unterschied ist ‘dasselbe’ (tauton) zugleich auch etwas ‘ganz anderes’ (totaliter aliter) und ‘Ebenderselbe’ (idem) zugleich ein ‘ganz Anderer’ (alius) als der, den man kennt. Unterschiede dieser Art lassen sich nicht empirisch aufweisen oder auf rein gedanklichem Wege trennscharf machen; man kann sie nur ‘sehen’ und im Sinne eines Wechsels des gesamten Bezugsrahmens logisch bzw. kategorial umschreiben. Dazu bedarf es *formal unterschiedlicher* Logiken, die es vermeiden alles auf *einen* Nenner zu bringen. Die Logik der Disjunktion ist eine solche, die formalen Unterschiede zur Geltung bringenden Logik.

---

<sup>2</sup> Zitiert nach Dietrichs Weisheitskalender, 21. November 2007.

Die Schwierigkeit dabei ist, daß es oft dieselben Namen, Wörter und Begriffe sind, die gleichermaßen für formal Unterschiedenes wie für formal Nichtunterschiedenes verwendet werden und gegenüber diesem Unterschied indifferent sind. Novalis Spiegelrede von einem „ordo inversus“ wird unter diesem Aspekt zu einem aufschlußreichen Denkexperiment. Die Rede von „inversus“ ist eine Spiegelcharakteristik, die sich nach zwei Seiten hin auslegen läßt. Der Spiegel täuscht nicht, und er kann täuschen. Ob die Rede von einem „ordo inversus“ den „ordo“ selbst betrifft oder lediglich das Gegenteil von ihm, eben einen „ordo inversus“, ist ohne nähere Bestimmung der Rahmenbedingungen gar nicht entscheidbar. Man kann von Ordnungen im Plural reden und fragen, was sie unterscheidet und ob es ein wesentlicher Unterschied ist oder nicht. Ordnungen können nach verschiedenen Prinzipien gedacht, auf verschiedene Weise hergestellt und mit unterschiedlichen Mitteln aufrechterhalten werden, und bei jeder Ordnungskonzeption kann man sich fragen, ob es so auch wirklich in Ordnung ist oder nicht. Insofern läßt der Begriff der Ordnung sich gar nicht eindeutig definieren und auch nicht von seinem vermeintlichen Gegenteil absetzen (auch das Chaos ist bekanntlich ein wesentlicher Bestandteil von gelingender Ordnung). Die Frage ist dann aber, ob die Ordnungskonzeptionen überhaupt auf eine qualitativ andere Ebene übertragen werden können, etwa irdische Ordnungsvorstellungen auf eine göttliche Ordnung. Bezüglich der menschlichen Einrichtungen hat man sich immer schwer getan, „weltliche“ und „göttliche“ Ordnung überhaupt zu unterscheiden. Meist wurde das eine dem anderen übergestülpt, so als ob das Strafgesetz auch im Himmel gälte und die Gnade dem Belieben des Herrschers anheimgestellt wäre. Hier ist Vorsicht geboten: *jeder* „ordo“ könnte ein „ordo inversus“ im Sinne einer „verkehrten Ordnung“ sein! Es muß hier also noch etwas anderes hinzukommen, was die Spiegelanalogie durchbricht. Was also wäre der Unterschied zwischen einer wirklichen und einer bloß gesetzten und mit Zwangsmitteln aufrechterhaltenen Ordnung? Damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt unserer Überlegungen angekommen.

Um zusammenzufassen: Mit dem Einstellungswechsel ändert sich auch die Logik des Ablaufs der Dinge. Eine Denkweise wirklich zu verändern verlangt, die ihr zugrunde liegende Logik zu revidieren. Dies stellt die Frage nach den Bedingungen einer wirklichen Veränderung. Der bloße Vorsatz, etwas nicht mehr zu tun oder das nächste Mal anders machen zu wollen, reicht dazu nicht aus. Es muß etwas „unmöglich werden“, was zuvor „zu tun möglich war“. In Wirklichkeit ist vieles von dem, was man tut, genauer besehen „unmöglich“, aber man tut es trotzdem. Ein solches Ignorieren- und Umtaufenkönnen gilt aber nur für ein Tun im Bereich des Aufschiebs bzw. des Nicht-zur-Kennntnis-nehmens der unmittelbaren Rück- bzw. Gegenwirkung. Um ein Beispiel zu nehmen: Bestimmte Dinge, wie z. B. der Krieg, müssen sich selber verunmöglichen, um wirklich aufzuhören. Diesem Unmöglichwerden muß nachgeholfen werden. Ein solcher Fall kann eintreten, wenn niemand mehr davon ausgeht, daß mit Kriegführung etwas zu gewinnen ist. Dazu gehört aber die Einsicht, daß die bisherigen Kriegsgewinne mit einer grandiosen Selbsttäuschung verbunden waren und auch für die Vergangenheit gilt, daß mit Kriegführen nie etwas gewonnen werden konnte. Mit dem Krieg kam das Elend, nicht aber eine Besserung der Zustände. Man hat sich da immer schon etwas in die Tasche gelogen. Diese Einsicht braucht aber nicht zu greifen. Solange es ‘Taschen’ dieser Art gibt, wird auch etwas in sie hineingelogen, selbst wenn sich später erweist, daß gar nichts drin ist.

Die Zeit trägt für all das die Konsequenzen aus, und sie allein kann auch zu deren möglicher Beseitigung dienen. Die Zeit muß deshalb immer auch unter dem der Wiederkehr betrachtet werden und nicht nur unter dem der Abfolge der Beglückungen und Schrecken. Ohne Wiederholung und die Entdeckung der „Wiederkehr des Gleichen“ kann nichts gelernt werden. Aber man kommt oft erst spät an diesen Punkt und ist so lange geneigt, das „Alte“ mit einem „Neuen“ zu verwechseln. Wieder geht es auch hier darum, sich nichts in die Tasche zu lügen.

Die Rede von einer „Verschiebung“ ist auch bezüglich der Art und Weise des Wiederholens aufschlußreich und in ihren Implikationen noch keineswegs voll ausgeleuchtet. Durch Wie-

derholung kann etwas endlos weitergehen, und durch Wiederholung kann es an sein Ende kommen. Der Unterschied ist: Weiter geht es wie von selbst, während zur Beendigung eine neue Einsicht und ausdrückliche Stellungnahme erforderlich ist. Dies läßt sich auf die verschiedenen Handlungsfelder anwenden. Wenn etwas wiederkehrt, heißt das therapeutisch, daß es noch nicht erledigt ist und einer erneuten Konfrontation, Berührung und Stellungnahme bedarf, um abgeschlossen werden zu können. Für das Lernen liegt darin die Chance, ein Gelerntes und zur Gewohnheit Gewordenes auch wieder verlernen zu können. Der Aufschub kann sich somit in verschiedenem Sinne auswirken. Einerseits kann sich etwas so lange wiederholen, bis es sich verbraucht hat, abgeschlossen ist und durchscheinend wird. Von einem Lernen kann man erst sprechen, wenn die Richtung dabei geändert wird. Hier ist immer die Freiheit mit angesprochen, die in der automatischen Wiederholung noch gar nicht gefragt und ihrer selbst bewußt geworden ist. Eine Wiederholung fruchtet somit erst, wenn man sagen kann: *ich* wiederhole, jetzt, ganz bewußt. Dazu gehört Mut.

Theologisch ausgedrückt, ist der in der Zeit mögliche Aufschub eine Gnade. Der sofortige Rückschlag bzw. Ausgleich ist – jedenfalls für eine lange Weile – suspendiert. Vieles an Verbrechen und Wiederholung, aber auch an Lernen und Entwicklung würde durch das „Geht nicht!“ von vornherein verunmöglicht werden, was kraft Aufschub der Rückwirkung möglich wird. Hier geht auch das noch, was in Wirklichkeit nicht geht. Aufgeschoben ist aber nicht das Gericht, das selber zur Zeit des Aufschubs gehört und nicht hinterherkommt. Die „Gnade des Aufschubs“ hat nichts zu tun mit einem „Aufschub des Gerichts“.

Die Rede von der Zeit als einer „Gnade des Aufschubs“ kann in diesem Zusammenhang Verschiedenes meinen:

(a) Wenn man den „Fall“ und den „Beginn der Zeit“ als ein und dasselbe Ereignis zusammennimmt, ist die Zeit als solche die erste Gnade. Sie ist die Gnade des nicht etwa nur verschobenen, sondern nicht eintretenden Gerichts.

(b) Der Aufschub innerhalb der Zeit erlaubt die Verlagerung negativer Sachverhalte in den Modus der Vergangenheit, aus der sie wiederkehren, aber auch geändert werden können. Man kann dies die zweite Gnade des Lernenkönnens nennen. Die auf das eigene Tun bezogenen Lektionen kehren solange wieder, bis man sie begriffen hat.

(c) Die Zeit ist schließlich die „Erlösung des Vergangenen“ (Nietzsche) im Sinne der Umwandlung des in der Vergangenheit liegenden Erfahrungsstoffs und der Neutralisierung seines negativen Potenzials. Sie ist die dritte Gnade der Rückverwandlung eines Verschatteten in sein klares Licht.

In allen drei Formen der Aufarbeitung liegt eine Gnade auch in dem Sinn, daß dem eigenen Bemühen von anderer Seite ein Ratschluß und eine helfende Kraft entgegenkommt.

Das alles sind metaphorische Aussagen, aber vielleicht ist es bezüglich der prozessualen Aspekte einer „fließenden Welt“ am besten, es zunächst einmal bei metaphorischen Redeweisen zu belassen und sich nicht vorschnell in begrifflichen Konstruktionen zu verfangen. Begrifflich gefaßte Alternativen enden im Dilemma und seinem Ausdruck im logischen Paradox. Prozessual verstanden, wäre aber auch das Paradoxe noch ein Offenes und Einfaches; man steht nie nur vor einer verschlossenen Tür.

Im Blick auf das, was in einer Welt der Gegensätze geschieht und der Fall ist, kann man mit gutem Grunde sagen: alles ist paradox und kann als mit Widersprüchen behaftet angesehen werden. Wichtiger aber wäre die andere Betonung, daß alles einfach wird, wenn man bereit ist sich darauf einzulassen. Nur beide Aussagen zusammen eröffnen den Bereich der „Experimentalphilosophie“. Sie gibt dem Menschen ein spezifisches Können, das für ihn auf keine andere Weise erreichbar ist. Ein solches Selbstexperiment geht nicht ohne ein existentielles Sicheinlassen, aber auch nicht ohne denkende Tätigkeit.